



Berlin, den 18. Juni 1898.

Pudel-Majestät.

Hyazinth, der späte Sprößling der seit Jahrhunderten ruhmreich im weiten Lande der Fliegenschnapper herrschenden Tulpenzwiebeldynastie, hatte als Taufgeschenk von der Nachtfee die Verheißung erhalten, den Erwachsenden würden die Gaben der Kraft, der Schönheit und Weisheit schmücken; er sollte als Jüngling schon so stark wie Herakles, so schön wie Apoll, so weise wie Pallas Athene an ihren klügsten Tagen sein und mit dem Strahlenglanz seines Wesens den Blick der zum Thron Emporstarrenden blenden. Die Eltern waren von so froher Verheißung entzückt; doch die Lichtfee erkannte das arge Trachten der in dunkler Nacht Dunkles sinnenden Schwester und beschloß, ihr geliebtes Puthenkindlein vor dem schlimmen Plan der Unholden zu schützen: sie rief ihm den Wunsch in die Wiege, von seinem sechzehnten Lebensjahr an sollte, so oft es ihr beliebte, der Prinz für eine Weile in einen Pudel verwandelt werden. Darob war die Trauer des unter der Kronenlast alternden königlichen Paares groß; weder Vater noch Mutter ahnte, wie gut es mit ihrem Söhnchen die Lichtfee meinte, da sie dem zur höchsten Herrscherwonne Berufenen die Gelegenheit schuf, als gehetzter, verachteter Genosse der Bettler und Blinden durch die düstersten Winkel der Fliegenschnapperwelt zu streifen. Hyazinth wuchs heran und weckte schon durch seine Kinderthaten die ehrfürchtige Bewunderung der Hofgesellschaft: der Zehnjährige warf zwei seiner Lehrer, als sie ihn langweilten, aus dem Fenster und der Fünfzehnjährige fühlte sich als so

universell gebildeten Geist, daß er allen Fragen der Zeitlichkeit und der Ewigkeit, auch den schwierigsten, sief die Antwort finden zu können wähnte. Er sprach mit Allen über Alles, — sprach stets mit so unerschütterlicher Sicherheit, mit so sieghaftem Selbstbewußtsein, daß den geschicktesten Hofrathoren vor dem überlegen lächelnden bald der Redestrom stockte; er lebte in dem stolzen Gefühl, ihm sei durch die Gnade Gottes der in Jahrtausenden gehäufte Schatz höchster Menschenweisheit beschert worden und er brauche auch vor den stärksten Geistern deshalb nicht zu verstummen. Mochte von Religion, von Staatsgeschäften, Philosophie, Pädagogie, Naturkunde, Heerwesen, Marine, Sport, von irgend einer Kunst oder Wissenschaft gesprochen werden: der Prinz war mit einer fertigen Meinung über jeden Gegenstand zur Stelle und duldete keinen Widerspruch. Was er sagte, war nicht immer gut, war gewöhnlich nicht einmal richtig und klug überdacht, wurde stets aber wie eine wundervoll weise Verkündung bestaunt. „Ein Genie!“ raunten die Schranzen. „Ein Genie!“ flüsterte bald auch das Volk. Aus der Kinderstube schon waren früh allerlei merkwürdige Charakterzüge des Prinzen berichtet worden; nun wurde seines Wesens besondere Art in Brochuren ausführlich geschildert und ringsum die Hoffnung genährt, Hyazinth werde den größten Söhnen des angestammten Herrscherhauses gleichen, sie vielleicht sogar an Monarchentugenden noch übertreffen. Und als der alte König gestorben und der sechzehnjährige Kronprinz, wie das ehrwürdige Hausgesetz der erlauchten Tulpenzweibeldynastie es bestimmte, auf den Thron gelangt war, freute sich Jeder der herrlichen Tage, denen der neue König sein Volk entgegenführen sollte.

Die Lehrzeit war nicht ganz leicht. Selbst der begabteste Monarch muß erst Manches lernen, sich an Manches gewöhnen, ehe er auf dem Thron heimisch wird. König Hyazinth kannte, als er den jungen Leib zum ersten Male in Purpur und Hermelin hält, noch nicht die für den Bestand des Staates so unendlich wichtigen Geheimnisse der Bureaokratie, wußte noch nicht, was ein Volk geduldig ertragen kann, ein Herrscher ungestraft sich erlauben darf, und ahnte nicht, daß unter allen Verbrechern die schlimmsten, schlimmer als Räuber und Mörder, die Ruchlosen sind, die im Lande durch Rede und Schrift Unzufriedenheit erregen und schüren und die Sehnsucht nach Neuerungen wecken. Doch da die Nachtsee ihm glänzende Gaben in die Wiege gesendet hatte, lernte er, in der Schule seines Ministerpräsidenten, ohne allzu große Mühe die Regentenkunst, stärkte die Bevormundungsmacht der Bureaokratie, ließ Unruheflüster ins Gefängniß werfen, lästige Blätter und Bücher verbieten und regirte, mit einem Wort, ganz im

Sinn seiner höchstseligen, von der Masse vergötterten Ahnen, die seit Jahrhunderten eingesehen hatten, daß die Völker nur für das Vergnügen der Könige geschaffen sind. „Alles für mich, Alles durch mich“: der alte Wappenspruch der ruhmreichen Dynastie sollte in Ehren bleiben. Syazinth war Reformen durchaus nicht abgeneigt. Er hätte am Liebsten sogar Alles erneuert, das Regierungspersonal und die Einrichtungen, Alles mit dem Stempel seines Geistes geprägt; aber die Reformen und Neuerungen durften ihn in seinem souverainen Behagen nicht stören und der Anstoß mußte von ihm ausgehen: kein Unterthan sollte sich erdrechen, Klüger als der König zu sein und, ehe des Herrn Wille es befahl, an den Bereich der geheiligten Ordnung und Sitte zu rühren. . . Wer weiß, was im Lande der Fliegen-schnapper mit der Zeit aus dem kleinen Nero geworden wäre, wenn der Wunsch der Lichtfee ihn nicht vor dem Aergsten bewahrt hätte! Nur, weil er als häßlicher Füdel manchmal durch sein Königreich streifen mußte, weil er gehetzt und geprügelt, verfolgt und gefangen wurde, ward er ein guter König. Er spürte am eigenen müden Leib den Uebermuth der Aemter, die ärmliche Thorheit der Verwaltungsbörden, den durch keine höhere Regung je gestörten Stumpfsinn der Bourgeoisie, die nur an ihren Geschäftsvortheil denkt, und die Leiden der Müh-säligen und Beladenen; er merkte, daß in seinem Lande zwei Klassen lebten, Jäger und jagdbares Wild, und daß seine Ahnen fast immer nur für die Jäger gesorgt hatten; er erkannte die Heuchelei des Hofgesindes und witterte mit seinem kühlen Füdelnäschen die Schliche und Ränke allmächtiger Minister, die im Stillen dem König ein Schnippchen schlugen; er schnüffelte auf den Schlachtfeldern umher und vernahm, mit gesträubter Mähne, wie die Flüche der erschöpften Völker den glorreichen Kriegen folgen, die nur zum Ruhm der Könige begonnen und bis ans blutige Ende geführt werden. Da kam erst das große Entsetzen, dann das große Erbarmen über ihn. Der eigenen Menschenschwachheit wurde er sich bewußt und beschloß, das schwere Joch von seinem Volke zu nehmen und fortan ein König der Aermsten zu sein.

Dieses Kindermärchen hat ein sehr ernster, gelehrter Mann, Eduard Laboulaye, Professor der vergleichenden Rechtswissenschaft am Collège de France, uns in einem Buch erzählt, das zu den geistreichsten und amüsantesten Werken der Weltliteratur gehört und das gerade heute, da Europa unter den Beglückungsversuchen der Regirenden stöhnt, jeder gute Europäer gelesen haben sollte, — sogar jeder Minister; denn die bewährtesten Rezepte zu Umsturzgesetzen sind darin zu finden. Leider hat Labou-

lage uns nur die Geschichte der ersten Regentenjahre des Prince-Caniche berichtet und verschwiegen, was später im Lande der Fliegen Schnapper geschah: ob der König, dem die Lichtsee weitere Prüfungen ersparte und der die Pudel-leiden nicht mehr zu fühlen brauchte, dennoch auf dem guten Wege blieb und wie der Volksscharakter in der ungewohnten Freiheit und unter eigener Verantwortung sich entwickelte. Nur ein Blättlein ward uns erhalten, ein vergilbtes Papier, das ein Liebhaber stöbernd neulich bei einem Trödler entdeckte und auf dem eine Rede Hyazinths des Großen verzeichnet ist. Den Großen nannte ihn früh nämlich das Volk; und als er fünf Jahre die Krone trug, wurde ihm eine Jubiläumsfeier gerüstet, wie man sie vorher nie und nie nachher im Tulpenzwiebelreich sah. Alle Straßen, Plätze und Häuser waren festlich geschmückt, alle Hoflieferanten hatten illuminiert, alle strebsamen Offiziere, Beamten und Bürger sich zu üppigen Tafelfreuden vereint, von allen Thürmen erklangen die Glocken und vom Lustgarten her dröhnten Böllerschüsse über die von der Sommer Sonne erhellte Residenz. Die ersten Gelehrten, Priester, Strategen und Künstler des Landes hatten gemeinsam ein Werk verfaßt, das der Masse ein Bild von des Königs Leistungen auf allen Gebieten geben sollte. Da las man, als Ueberschriften der einzelnen Kapitel: „Die auswärtige Politik des Königs“; „König und Heer“; „Des Königs Sorge für die Marine“; „Der König und die soziale Frage“; „König Hyazinth als Finanzpolitiker, Dichter, Maler, Musiker, Architekt, Bildhauer, Sportsman, Jäger, Segler, Prediger, Bergsteiger, Kostümzeichner“ und so weiter; es waren sechzehn lange Kapitel und aus jedem erfuhr man, König Hyazinth sei auf dem darin behandelten Gebiet ein unübertroffener Meister. Als das mit vielen Bildern geschmückte Werk ihm in besonders prächtigem Einband von dem Herausgeber und dem Verleger überreicht wurde, sprach der Monarch: „Ich danke Ihnen, meine Herren, für die uneigennützig aufgewandte Mühe, aber ich bitte Sie, alle außer diesem einen noch vorhandenen Exemplare schleunigst einstampfen zu lassen. Sie denken gewiß nicht daran, mit diesem Buch ein Geschäft zu machen. Abhängige Leute könnten aber leicht glauben, der Erwerb des schön ausgestatteten Werkes werde ihnen Vortheil bringen, und ich müßte fürchten, man werde es hinter meinem Rücken den Höflingen, Beamten, Offizieren und Schülern empfehlen. Das will ich nicht. Ich mag dem Volk nicht anders scheinen, als ich bin, — und ich bin nicht so, wie ich in diesem Feiertagswerk geschildert werde. Das weiß ich; und weil ich es weiß, habe ich dem Wahnbegriff einer Tyrannenmacht entjagt, die nur der Stärkste, Weiseste,

Edelste und zugleich Schlaueste aller Menschen strafflos üben könnte, der Sterbliche, der Alles weiß, immer das Rechte trifft, nie getäuscht wird und sich auch selbst nie täuscht. Dieser Gottähnliche bin ich nicht und habe mich deshalb mit der bescheideneren Rolle eines ersten Dieners begnügt, der, so weit seine Kräfte reichen, dem Volk und dem Staatsorganismus zu nützen versucht. Wie solcher Dienst beschaffen sein müßte, habe ich erfahren, als ich hungernd und frierend bei Nacht und Nebel unser herrliches Land durchstreifte, vor den Hütten der Aermsten um Obdach, um einen Trunk Wasser winselte und von rohen Bütteln der Obrigkeit erbarmungslos von der Schwelle geprügelt wurde. Da erst habe ich im Innersten schauernd empfunden, was dem Volk fehlt und wie ihm von den Herrschenden zu helfen wäre, da habe ich die furchtbare Tiefe der Kluft erkannt, die bei uns noch die Klassen trennt, und die Sprache des Elends verstehen gelernt, das kein festes Band, kein ihm mit den Besitzenden gemeinsames Interesse an den Staat knüpft. Und, sehen Sie, von Alledem steht in Ihrem Festbuch nichts, nicht eine Silbe. Sie rühmen mich, weil ich der König bin, und dichten mir Tugenden und Meisterchaften an, weil ich Huld und Gnaden zu verleihen habe; aber Sie erwähnen die einzige Tugend nicht, die mich vielleicht über manche Regenten erhöht und die ich heimlich, nicht im Purpur, sondern in der Hülle eines verachteten, mit Fußtritten fortgestoßenenen Geschöpfes, erwarb: die Gabe, mit den Entbehrenden fühlen und leiden zu können. Ich will Ihr Geschenk behalten, um mich bei der Betrachtung des geschmeichelten Bildes in der schweren Kunst der Bescheidenheit zu üben; aber ich wünsche nicht, daß dieses Buch zum Verkauf ausgedoten wird. Wenn Sie dem Volk etwas Gutes über mich sagen wollen, dann will ich Ihnen das Material zu einer kleinen Schrift geben, die den Titel tragen soll: 'König Hyazinth als Pudel.' Sie wird lehrreicher sein als diese dicke Komplimentensammlung und der Ertrag kann Ihnen die hohen Kosten des Jubiläumswerkes ersetzen."

Das stand auf dem vergilbten Papier. Es war wohl der Rest einer Zeitung der Umsturzpartei. Unter dem Bericht aber war aus der „Offiziellen Wahrheit“, dem nach ministerieller Weisung redigirten amtlichen Organ, nur der Satz abgedruckt: „Seine Majestät haben gestern die Jubiläumsschrift ‚Hyazinth der Große‘ aus den Händen des Verlagsbuchhändlers Tam-Tam und des Herausgebers Polly-Galant Allergnädigst entgegenzunehmen und den beiden Herren eine einstündige Audienz zu gewähren geruht.“



Jesu Leben und Lehre.

Lesen und Verstehen ist bekanntlich Zweierlei. Das wird kaum irgendwo so ersichtlich wie in Fällen, wo der Glaube zwischen Beiden steht. Berge zu versetzen, ist dem Glauben in der materiellen Wirklichkeit nicht gelungen: hat doch der glaubensstarke Prophet des Islam Das schon bestritten in der Art, wie er die gewünschte Annäherung an den Berg bewerkstelligt haben soll. Aber in der Innenwelt der Phantasie, wo der Glaube seinen vornehmsten Nährboden hat, da „ist kein Ding unmöglich“, wenn es der Glaube darauf angelegt hat. Deshalb darf es nicht befremden, daß gläubige Gemüther eine stattliche Reihe von Jahrhunderten hindurch die evangelischen Berichte so lasen, wie es der frühzeitig beigebrachte Glaube lehrte, und nicht, wie sie geschrieben vorliegen. Daß diese selbst mit ihrer vom Glauben bedingten Auffassung sich nicht decken, ward erst vor etwas mehr als zwei Jahrhunderten offenbar; und die vielumfassende kritische Arbeit, die hierdurch ins Leben gerufen wurde, hat die dabei gewonnenen Einsichten durchaus noch nicht zum Eigenthum Derer gemacht, die der Glaubensüberlieferung allgemach entwachsen. Zwei volle Menschenalter sind verstrichen, seit David Friedrich Strauß, die Summe jener Forschungen zusammenfassend, mit seinen ersten Untersuchungen über das Leben Jesu hervortrat, ein Menschenalter seit deren von ihm bewerkstelligter Bearbeitung für das deutsche Volk; wie Viele davon haben wohl an der Hand dieses kundigen Lehrers eine Revision der aus ihrer Kindheit stammenden Glaubensvorstellungen vorgenommen, obschon sie ihnen gegenüber erkaltet waren und eine der kirchlichen Vormundschaft keineswegs bedürftige Ueberzeugung die Richtschnur ihres Thuns und Denkens geworden war? Wie Viele von ihnen mögen, nachdem sie solche Mündigkeit der Gesinnung erreicht hatten, die evangelischen Schriften zur Hand genommen haben, um sie so zu lesen, wie man jedes andere Buch liest? Und doch kann nur ein solches Lesen über die wahrhafte Bedeutung des Glaubensinhaltes ausreichend belehren.

Bei der jetzt zweifellos eingetretenen Krisis unserer religiösen Bildung, die in die weitesten Kreise gedrungen ist, wird auch das Bedürfnis nach einer eingehenderen Auseinandersetzung mit dem herkömmlichen Glauben immer lebendiger werden. Darum ist als sehr zeitgemäß eine bedeutame Publikation zu begrüßen, die im Laufe des vorigen Jahres auf dem Büchermarkt erschien und den Titel trägt: Vergleichende Uebersicht der vier Evangelien in unverkürztem Wortlaut, von S. C. Verus, Leipzig, Verlag von P. van Dyl. Mit Recht wurde die Lutherübersetzung, nach der revidirten Ausgabe Halle 1892, zu Grunde gelegt; denn in dieser Form sind uns die betreffenden Vorstellungen vertraut und gegenständlich, ohne daß philologische Genauigkeit im Ausdruck, woran es Luther manchmal fehlen ließ, dabei irgendwie von Belang wäre.

Was in dieser Beziehung irgend Berücksichtigung heischt, bringt die vorliegende Ausgabe in den jedem Abschnitt angefügten Fußnoten bei, denen eben so sorgfältig ausgewählte kulturhistorische und bibelkritische Aufschlüsse in möglichster Kürze angereiht sind. Der Text selbst tritt, inhaltlich parallel geordnet, dem Auge vierspaltig entgegen, wodurch dem Leser die wichtigste der die evangelischen Berichte auszeichnenden Thatfachen unmittelbar anschaulich wird: ihre große Verschiedenheit unter einander, die nur Denen unerheblich oder unvorhanden scheinen kann, die jene Erzählungen als ein fortlaufend zusammenhängendes Ganze anzusehen gewöhnt sind, so wenig Das den Berichten nach der Fall ist. Diese Verschiedenheit besteht aber nicht nur, wie schon der erste Blick auf die hier gebotene Zusammenstellung belehrt, in abweichenden Ausdrücken und der Wiedergabe gewisser Einzelheiten, worin die persönliche Eigenthümlichkeit der jeweiligen Autoren sich geltend machen würde; die vorliegende Uebersicht macht schon in der äußeren Aufstellung kenntlich, daß die Reihenfolge der Vorgänge bei den vier Berichterstattern keine übereinstimmende ist, auch die Vorgänge selbst und sonstige Mittheilungen ihnen nicht gemeinsam sind, da Etlliches davon nur Zweien angehört, Etlliches nur Einem mit Ausschluß der Uebrigen, während der ihnen Allen gemeinsame Hauptgegenstand der evangelischen Geschichte, der Tod und die Auferstehung, bei Jedem von ihnen eine andere Fassung hat.

Jedem selbständigen Verhalten zur kirchlichen Ueberslieferung wird an all diesen Thatfachen eingeudtet, daß die Evangelien, leider die einzigen Quellen für die Lebensdaten des Propheten von Nazareth, nur dichterische, aber keine geschichtlich-urkundliche Bedeutung haben. Ihrer ausgesprochen dogmatischen Tendenz zu Liebe, die den galiläischen Wanderlehrer als den verheißenen Messias hinstellt, ist auch alles wahrhaft und wirklich Biographische, wie es über andere Persönlichkeiten des Alterthumes in zuverlässigster Weise sich erhalten hat, hier als nebensächlich behandelt. Daher auch, wie die Uebersicht mit großem Geschick deutlich zu machen weiß, die Verschiedenheit und Ungenauigkeit örtlicher und zeitlicher Angaben, die Ungleichheit in den erwähnten Vorgängen, die Auslassungen und Zusätze bei gewissen Einzelheiten. Jene Schriften sind eben Produkte des Glaubens, der nur das ihm Wichtige berücksichtigt hat. Der unvermeidliche Zusammenhang des Glaubens mit der Phantasie, seine geistliche Abkehr von der Wirklichkeit, die er überwinden und beugen will, ohne sich um deren schwieriges Verständniß zu bemühen, muß den Berichten den Charakter einer unbewußten und, weil nicht im Dienst der Kunst stehend, durchaus unfreien Dichtung geben. Daher aber der den Evangelien gemeinsame Anspruch, volle Wahrheit und sogar Wahrheit in höherem Sinne zu sein, der ihnen lange genug zugestanden wurde. Mit der Gemüthsverfassung gelesen, die Grillparzer so treffend die Poesie un-

poetischer Menschen genannt hat, haben die evangelischen Berichte für volle Wahrheit gelten können, weil sie dem glaubensbedürftigen Sinn eben Das leisten, was er von einer im vollen Ernst genommenen Dichtung verlangt und erwartet. Während diese selbst in ihren Gebilden den Zeit- und Raumschranken und anderen Härten der unmittelbaren Sinnenwelt nicht nachfragt und ihr nur solche Vorstellungen entnimmt, die für die Lebendigkeit ihrer Schilderungen ausreichen, leiht ihnen der Glaube anstandslos den Werth realer Vorgänge, wie sie in der dem Durchschnittsmenschen bekannten Wirklichkeit thatsächlich erlebt werden. Und hier kommt noch der besondere Umstand hinzu, daß es den Evangelien lediglich um das Feststellen der das allgemeine Seelenheil verbürgenden Messianität zu thun war: Das ist ihr alleiniger Zweck, alles Uebrige Mittel. Nur dieser Zweck ist den Evangelien gemeinsam, ihr Verfahren dabei ein verschiedenartiges. Am Einfachsten geht es im Marcusevangelium zu, das deshalb heute gern als der Urform der Ueberlieferungen am Nächsten stehend angesehen wird. Ob diese Annahme sichhaltig ist, bleibe hier dahingestellt, da es bei der ihm in der vorliegenden Publikation mit Recht zugefallenen Führerschaft hinsichtlich der mitzutheilenden Textfolge durchaus unerheblich ist. Der Jesus dieses Evangeliums beweist seine Messianität nur im Verkehr mit der Zeitgenossenschaft, wo er als Wanderlehrer die von der Ueberlieferung erwartete Thätigkeit entfaltet, den Unwillen der von ihm angegriffenen geistlichen Obrigkeit der Juden herausfordert, ihrer Uebermacht erliegt und schließlich doch als Sieger über den Tod hervorgeht. Bei den drei übrigen Evangelisten kommt noch der Erweis von Vorbedingungen hinzu, die seinen Messiasberuf als einen von der göttlichen Vorsehung beschlossenen darzulegen haben. Matthäus und Lucas begnügen sich hierbei mit einer mehr oder weniger wunderbar ausgeschmückten Kindheitsgeschichte, die jedoch keineswegs gleichlautend bei ihnen ist, wogegen das Johannesevangelium einen metaphysischen Apparat hinzunimmt, mit dessen Hilfe die welterlösende Vorherbestimmung des Messias über jeglichen Zweifel erhoben werden soll. Während Marcus seinen Heiland als Messias im mündigen Alter schildert, Matthäus und Lucas Das mit einem größeren Aufwand von Thaten und im Hinblick auf dessen gesammten Lebenslauf thun, läßt Johannes seinen Jesus sich selbst als den Messias bezeichnen, und zwar von Anbeginn seines öffentlichen Auftretens an, wobei der Gegensatz zwischen ihm und der Gegnerschaft sofort mit äußerster Schärfe behauptet und beibehalten wird. Diese Stufenleiter der evangelischen Messias-schilderung wird in der vorliegenden Evangelien-Uebersicht in überzeugender Weise zur Anschauung gebracht; und wer wirklich zu lesen versteht, wird hier, wenn es ihm nicht sonst schon einleuchtend war, zur richtigen Erkenntniß der eigenartigen Bedeutung des Johannesevangeliums und seiner unterschiedenen Abweichung von den drei übrigen gelangen müssen.

Sichere Spuren davon, daß die drei ersten Evangelien in ihrer jetzigen Gestalt vorhanden waren, begegnet uns, die wir Strauß gelesen haben, erst gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts, also ein volles Jahrhundert nach der Zeit, wo die Hauptbegebenheiten der in ihnen enthaltenen Geschichte sich zugetragen haben, obwohl Spuren vom Dasein eines großen Theiles ihres Stoffes an den Anfang des nämlichen Jahrhunderts zurückreichen und auch darauf hinweisen, daß der Grundstock dieses Stoffes dem Lande entstamme, das der Schauplatz der Ereignisse war. Das vierte Evangelium wird erst nach der Mitte des Jahrhunderts bekannt, und zwar mit allen Anzeichen davon, daß es auf auswärtigem Gebiet und unter dem Einfluß einer dem ursprünglichen Kreise Jesu unbekanntem Zeitphilosophie entstanden sei. In der immerhin mehrere Menschenalter betragenden Zeit zwischen den Begebenheiten und ihrer Aufzeichnung in den uns vorliegenden drei ersten Evangelien hat sich Sagenhaftes und Unhistorisches mehr oder weniger unbewußt eingeschlichen, wozu beim vierten die Einmischung philosophischer Konstruktion und absichtlicher Dichtung hinzukam. Zuverlässige Berichte von Augenzugegen gibt es also nicht. Die auf uns gekommenen Niederschriften ruhen, so weit das Thatsächliche in Betracht kommt, lediglich auf mündlicher Ueberlieferung, die mit absoluter Nothwendigkeit sich lange behauptet hat. War doch die ganze Lehrtätigkeit Jesu ausschließlich auf mündliche Mittheilung begründet; und daß seine nächsten Anhänger, die sein Wirken fortzuführen übernahmen, es hierin anders gehalten hätten, ist bei dem ihnen eigenthümlichen Lebens- und Bildungstande nicht anzunehmen. Auch hängt Das damit zusammen, daß die Bewegung selbst den Anfang einer neuen Kultur bildet; dabei überwiegt stets die mündliche Ueberlieferung, in der Regel durch den ihr eigenen Vorzug der größeren Lebendigkeit. Es kommt aber noch ein wichtiger Umstand hinzu, der das Beschränkte auf mündliche Mittheilung begünstigte: die allgemeine Erwartung des nah bevorstehenden Weltendes. Auf dieses mit Sicherheit angekündigte Ereigniß hielt die damalige Christenheit ihr ganzes Augenmerk gerichtet; deshalb erschien die dem geistigen Zusammenhang mit späteren Geschlechtern dienende Niederschrift der Heilslehre als völlig überflüssig. Erst als der verheißene Weltuntergang immer länger ausblieb und die Geschlechter nach wie vor einander ablösten, stellte sich das Erforderniß schriftlicher Aufzeichnungen ein. Höchst bezeichnend für die ganze Denkrichtung ist aber, daß die nachweislich älteste Schrift, die auf unmittelbare Jüngerschaft des Heilslehrers zurückweist, nicht von seinem Leben und Lehren handelt, sondern ihn als den göttlichen Weltheiland hinstellt und seine Wiederkehr zum Gericht beim Weltuntergang verkündet. Auch in diesem Punkt bildet die sogenannte Offenbarung Johannis einen unschätzbaren Schlüssel zum rechten Verständniß der Evangelien. Bedeutsam ist ferner, daß deren Niederschrift in einem den

von ihnen geschilderten Vorgängen durchaus fremden Idiom abgefaßt war. Daß hierbei wirkliche Aufzeichnungen von Zeitgenossen theilweise vorgelegen haben, wird allerdings angenommen, obwohl es immerhin auffällig bleibt, daß solche Urkunden spurlos verloren gegangen sein sollen. Uebrigens sind die auf uns gekommenen Berichte, von den mythischen Elementen darin abgesehen, mit späteren Thataten und Einschaltungen durchsetzt und weisen auch in der Art, wie über Verhältnisse und Zustände während der Lehrthätigkeit Jesu berichtet wird, auf die große Zeitferne bis zu ihrer Abfassung hin, bis schließlich das Johannesevangelium seinen Helden den eigenen Stammes- und Landesgenossen als einen völlig Fremden gegenüberstellt. Auch diese belangvollen Einzelheiten werden in der uns vorliegenden Evangelien-Uebersicht mit musterhafter Genauigkeit durch geeignete typographische Anordnung der Aufmerksamkeit des Lesers vorgeführt.

Es darf nun, bei unbefangener Beurtheilung der Evangelien, als für immer festgestellt gelten, daß aus ihnen ein historisch zuverlässiges Bild ihres Helden nicht zu gewinnen ist, da sie, wie Strauß überzeugend nachgewiesen hat, statt des wirklichen Jesus nur eine spätere Vorstellung von ihm vorführen, statt wirklicher Ereignisse aus seinem Leben zum großen Theil nur Niederschläge messianischer Zeitideen enthalten, diese etwa nur näher bestimmt durch den Eindruck seiner Persönlichkeit, seiner Lehren und Schicksale. Das zu Grunde liegende Thatsächliche beschränkt sich auf gewisse allgemeine Umrisse, die nur muthmaßlich richtig sein können. Die Absicht, mit ihrer Hilfe den galiläischen Propheten biographisch anschaulich machen zu wollen, hat seitdem lediglich zu mehr oder weniger gelungenen Dichtungen geführt, die nur vorübergehend das entsprechende Interesse befriedigen konnten. Allgemach hat sich in Bezug auf eine genaue Kunde von Jesu Leben eine unvermeidliche Resignation eingestellt. Um so größere Aufmerksamkeit wird jetzt seiner Lehre zugewandt, von der ja doch seine weltgeschichtliche Bedeutung bedingt ist. Allerdings hat man auch dafür keine andere Quelle als die Evangelien; doch könnte deren richtige Verwerthung, wie man meint, eine reichere Ausbeute gestatten, als es beim Biographischen möglich war.

In dieser Richtung bringt die kürzlich erschienene Schrift von Wolfgang Kirchbach „Was lehrte Jesus“ einen Versuch, dem man warme Begeisterung für den Gegenstand, redlich auf dessen Ermittlung verwandte Mühe bei entschiedenem Freisinn der Ueberzeugung nicht wird absprechen können. Nach der Zustimmung zu urtheilen, die dem Autor von vielen Seiten her geworden ist, muß seine Schrift als einem gewissen Zeitbedürfniß entgegenkommend bezeichnet werden. Da für ihn das Schwergewicht der Lehre Jesu durchaus auf das Ethische fällt, konnte der Erfolg innerhalb der von der ethischen Bewegung ergriffenen Kreise nicht ausbleiben; und daß bei wahl-

verwandter Gefühls- und Denkweise sein Buch für epochemachend erklärt ward, bestätigt dessen eben angedeuteten Zusammenhang mit der hier herrschenden Stimmung. Der echten Jesulehre in den Evangelien auf die Spur zu kommen, hat sich Kirchsach zur Aufgabe gemacht. Was direkt darin hervortritt, bietet eine verhältnißmäßig bescheidene Ausbeute, wie es bei den diese Schriften mitbedingenden Umständen nicht anders sein kann. In erster Reihe galt es ihnen, die Messianität Jesu nach der inzwischen herausgebildeten Glaubensvorstellung zu erweisen, wobei seine Lehrthätigkeit mit eben der Nebenfächlichkeit behandelt ward wie die wirklichen Lebensvorgänge, und dabei kommt noch hinzu, daß der ganze Lehrinhalt zunächst nur in mündlicher Ueberslieferung bewahrt war. Das wäre nun insofern weniger belangvoll, als ja auch die Lehre des Sokrates vom Urheber selbst nicht schriftlich aufgezeichnet wurde und dennoch ihrem Hauptinhalt nach festgestellt werden konnte. Aber was einer kritischen Untersuchung der Schriften Platons und Xenophons als Ergebnis zufällt, entstammt doch dem wesentlichen Vortheil, daß die Schüler gebildete Leute waren, denen es um das Festhalten der sokratischen Lehre zu thun war, und daß die Niederschrift in möglichster Zeitnähe zu den vernommenen Erörterungen bewirkt wurde. Diese wichtigen Voraussetzungen entfallen bei der uns allein erhaltenen Wiedergabe der Lehre Jesu und es tritt noch der erhebliche Mißstand hinzu, daß, laut Eingeständniß des um die hierher gehörende Literatur hochverdienten E. v. Tischendorf, nur wenige Verse des Neuen Testaments als ihrem Wortlaut nach durchaus feststehend anzusehen seien. Schließlich ist auch noch die Thatsache nicht zu übersehen, daß die sokratische Lehre uns in der Sprache übermitteln ward, deren er sich selbst bediente, während die Jesulehre, ursprünglich in der aramäischen Sprache entwickelt, uns in fremdsprachigen Mittheilungen aus dritter und vierter Hand vorliegt.

Alle diese Bedenken mögen dahingestellt bleiben; dem Autor scheinen sie so belanglos, daß er vielmehr meint, Inhalt und Form der echten Jesulehre in ihrem ursprünglichen Charakter ermitteln zu können, wozu es nur einer geschickteren Uebersetzung und Auslegung der griechischen Schriftentmale bedürfe. Bei diesem, der bisherigen Bibelkritik entgangenen Verfahren, wozu sie in ihrer Voreingenommenheit gegen die Verlässlichkeit der Evangelien nicht habe gelangen können, will der Autor gar zwei Urevangelien entdeckt und ihrem wirklichen Gehalt nach aus dem Wust dogmatischer und anderer an das Wirken Jesu sich knüpfender Vorurtheile herausgeschält haben. Diesen ganzen, ursprünglich in aramäischer Sprache verfaßten und zunächst mündlich fortgepflanzten Lehrschatz sollen wir in den nach Matthäus und Johannes benannten Evangelien aufbewahrt finden. Es gilt ihm für ausgemacht, daß „der eiserne Bestand der Reden Jesu in den Aufzeichnungen“ jener beiden wirklichen Jünger vorhanden war und in den nach ihnen benannten Evan-

gelen „seinen Hauptzügen nach augenscheinlich tren wiedergegeben“ ist. Durch ihr ablehnendes Verhalten gegen das Johannesevangelium, das allerdings mit vielen fremden Zuthaten versetzt sei, habe sich die kritische Theologie selbst das Urtheil gesprochen, da sie den darin niedergelegten und auf die übrigen Lehrlätze das allein richtige Licht verbreitenden Grundgehalt der Jesuslehre übersehen habe. Mit seinem Verfahren gelangt Kirchbach zu dem überraschenden Resultat, die echte Jesuslehre nahezu vollständig herzustellen. Nicht nur die in den Evangelien direkt kenntlichen Lehrsprüche und Vorträge, alle Reden und Gleichnisse, alle Gespräche und monologischen Betrachtungen sind hierzu verwerthbar, wobei dann noch die meisten Wundererzählungen in Parabeln umgeformt und die johanneische Logosdoctrin mit Hilfe des ihr zugeführten Lehrstoffes aus dem Buch der Weisheit, den Sprüchen und dem Jesaias *‘hryës* *‘Arxandvnißhymetaxpßißißhym.* *‘Eromandoe.* *‘ekleidot.* *‘wird.* *‘ß.* *‘shon.* *‘ve.* Reichthum des so erhaltenen Lehrinhaltes unerwartet groß, so wird er noch durch den ihm eigenthümlichen Charakter überboten. Die echte Jesuslehre ist für unseren Entdecker eine auf das Diesseits gerichtete Lebensanschauung, die lediglich Hebung und Läuterung der sittlichen Gesinnung bezweckt und der Bethätigung eines reinmenschheitlichen Ideals allein zugekehrt ist, wie es die von allen bekennerschaftlichen und sonstigen Voraussetzungen unabhängige Ethik zur Richtschnur wahrhaften Menschenthums macht. In der einem solchen Lebensverhalten entsprechenden Beseeligung habe für den galiläischen Wanderlehrer das von ihm verkündete Himmelreich bestanden; an einen außerhalb der Erdenwelt befindlichen Ort der wahrhaften Seligkeit, wie ihn die Kirche verheißt, soll er nie gedacht haben. Eine Auferstehung des Fleisches habe Jesus nie gelehrt, eben so wenig wie das Sonderdasein einer für unsterblich angesehenen Seele, und der Gott, den wir so häufig in seinen Reden erwähnt finden, sei von ihm keineswegs anthropomorphisch als überßinnliche Persönlichkeit gefaßt worden, sondern als „Urgrund der Welt“, als die das Weltganze erhaltende Urkraft, deren Wirken zu einer durch die Menschheit, „durch die praktische Erfüllung des Naturgesetzes der sittlichen Welt“, zu erwerbenden Veredelung des Erbensdaseins führe. Haben wir Das als die echte Jesuslehre zu erkennen, so wird uns die Zustimmung vollauf begreiflich, die der Autor bei denen fand, denen es darum zu thun ist, den evangelischen Schriften einen noch heute haltbaren Denkinhalt abzugewinnen; aber völlig unfassbar bleibt, wie diese Lehre, in der Erwartung einer wirklichen Empfänglichkeit bei der Mitwelt, dem Zeitalter Jesu habe vorgetragen werden können. Freilich legt das Johannesevangelium einen besonderen Nachdruck auf die fast unablässigen Mißverständnisse, denen Jesus in seiner Lehrthätigkeit ausgesetzt gewesen sei, und so läge hier ein wichtiges Zeugniß für den urkundlichen Werth des bisher für historisch zweifelhaft angesehenen Evangeliums vor, wie

es zugleich die Echtheit der vom Autor dargelegten Jesuslehre beweisen würde. Jesus hätte hiernach für die Menschheit im Großen und Ganzen gelebt und gewirkt, weniger für die eigene Zeitgenossenschaft, die mit ihrer rückständigen Bildung an seine erhabene Lebensweisheit nicht heranreichte.

Unwillkürlich drängt sich hier die Frage auf: ob es denn denkbar sei, daß der Prophet von Nazareth sich mit diesen etwas gar zu weit entfernten Ausichten auf den Erfolg seiner Lehre habe begnügen können, ob er sich nicht selbst habe sagen müssen, wie gering das Verständniß seines Wirkens bei der unmittelbaren Umgebung sein würde und daß sein öffentliches Auftreten so überflüssig wie unklug sei. Beachtet man ferner, in welchen Kreisen der Volksgenossenschaft er seine Lehrthätigkeit vorwiegend entwickelte, so sehen wir uns mit der neu entdeckten Jesuslehre vor ein völliges Räthsel gestellt. Aus solcher Verlegenheit soll uns aber die Versicherung des Autors heifen: „daß Jesus keineswegs ein Heiland der Dummten und Ungebildeten sein wollte, daß er vielmehr eine gewisse religiöse Bildung als schätzenswerthe Bedingung zur Aufnahme seiner Lehre“ betont habe. Hiernach hätten denn auch die unberufen sich an ihn Herandrängenden manche „Abfertigung“ erfahren, wie er sie sogar dem Petrus wegen seiner gar zu plumpen Auffassung des Himmelreichs habe angedeihen lassen. Mit den ihm versprochenen „Himmelschlüsseln“ soll nämlich der Rabbi diesen „dümmsten und zugleich charakterlosesten seiner Schüler“ einfach geschraubt haben, um mit seinem Humor zu zeigen, wo eigentlich das Brett sei, womit Jenem der Zugang zum wahren Himmelreich vernagelt ward. Für Kirchbachs Auffassung der Jesuslehre ließe sich freilich anführen, daß die israelitische Religion ursprünglich entschiedener Diesseitiglaube sei und dessen Gott durchaus unbildlich gedacht und verehrt sein wolle. Hiernach wäre es keineswegs unzulässig, die Ausichten auf ein Jenseits abzuweisen und die absolute Nicht-Erkennbarkeit der Gottheit festzuhalten, also den in der Jesuslehre vorkommenden Ausdruck „Vater“ nur in übertragener, bildlicher Bedeutung gelten zu lassen, weil dieses Wort, wie der Autor behauptet, „von Jesus nicht anthropomorphisch gedacht sein kann, sondern den Gottbegriff als Denkhandlung bezeichnet“. Aber wie stimmt Das, muß man fragen, zur Bildung des damaligen Zeitalters? Der geistige Berührungspunkt zwischen morgenländischer und abendländischer Kulturentwicklung liegt doch wohl im Monotheismus und in der Annahme einer Seelenfortdauer, beide durchaus anthropomorphisch vorgestellt; und die Lehre Jesu in eine entgegengesetzte Richtung verlegen, heißt, sie aus jeglichem Zusammenhang mit der eigenen Umwelt lösen. Hiermit nicht genug: durch den als unpersönlichen Urgrund der Welt zu denkenden Gott und das Regiren der Unsterblichkeit geräth das Wirken Jesu aus jeglicher Beziehung zu denjenigen Volksklassen, denen er Trost und Veröhnung

mit ihrem harten Lebensloos bringen wollte. Für diese gab es angesichts ihres Erbenlooses keinen anderen Ausgleich als die Vergeltung in einem außer- und überirdischen Leben, dessen man sich durch sittlichen Wandel versichern konnte. Der hieraus gefolgerten allgemeinen Brüderschaft unter den Menschen entsprach das Kindschaftverhältniß zu einem gemeinsamen „himmlischen Vater“, der wohl nicht anders als persönlich gefaßt werden konnte, — persönlich wie die Fortdauer der Seele in einem allen Leiden und Beschwerden entrückten Dasein. In dieser Zuversicht stand Jesus zweifellos auf gleichem Boden mit der allgemeinen Religionsvorstellung seines Volkes; seine Opposition gegen das Pharisäertum galt nur der Ueberlast äußerer Gebräuche und kleinlicher Vorschriften, denen er „die leichte Last und das sanfte Joch“ einer gläubigeren Gesinnung als wahrhafte Rechtfertigung vor der Gottheit entgegenstellte. Mit einer auf ethische Kultur allein abzielenden Lehre wäre er den „Mühsäligen und Beladenen“, den Armen und Enterbten der damals herrschenden Zustände, an die er sich zunächst gehalten, kein „Heiland“, seine Lehre nicht der Ausgangspunkt einer neuen Religion geworden. Zu dieser gehört der persönliche Gott und die Verheißung einer durch eigenes Bemühen zu erwerbenden Seligkeit außerhalb der irdischen Mängel und Schranken. Wenn eine der uns durch die Evangelien erhaltenen Lehren Jesu für unbedingt authentisch gelten darf, so ist es die Zuversicht auf die Seelenfortdauer in durchaus persönlicher Bestimmtheit. Weil aller Nachdruck seiner Lehre auf dieser Vorstellung gelegen hatte, wurde seine eigene Auferstehung geglaubt. Dem widerspricht unsere heutige Bildung. Aber deren einer vielfachen und langwierigen Kulturarbeit abgewonnenen Denkergebnisse in der Heilslehre des galiläischen Wanderpredigers finden und nachweisen wollen, widerstreitet aller historischen Erkenntniß. Mag Jesus durch sein Ankämpfen gegen die herrschenden Religionsvorstellungen seiner Zeit noch so sehr als Vorangeschrittener und Vorwärtsdrängender anzusehen sein: die Kluft zwischen ihm und seinem Zeitalter wird zu einer unüberbrückbaren, wenn sein Denken und Lehren dem gebildeten Bewußtsein der Gegenwart so nah gerückt wird, wie es durch den Entdecker der vermeintlich „echten“ Jesuslehre geschehen ist.

Dennoch hat die Schrift Kirchbochs gegründete Ansprüche auf Beachtung als eine überaus interessante und lehrreiche Erscheinung der mitten unter uns sich vollziehenden religiösen Krisis; lehrreich und beachtenswerth allerdings in einem anderen Sinn als dem von ihren Verehrern ihr zuerkannten. Mit ihren Ergebnissen bestätigt sie nämlich die Richtigkeit der von der tübinger Schule gegen das Johannesevangelium als historische Urkunde mit Bezug auf das Leben und Wirken Jesu gemachten Einwände. Jede biographische Verwerthung dieses Evangeliums führt zu einer hoch über der wirklichen Menschheit, auch über ihren höchsten Helden stehenden Persönlichkeit, die man

als Einzigen sich vorstellen muß; die Gemeinschaft des Einzelnen mit der Gattung wird aufgehoben, das ihn den Mitmenschen Gleichstellende, das die Vorbedingung seines Daseins und seines Wirkens bildet, reduziert sich auf eine unwesentliche äußerlichkeit, wogegen seine Verschiedenheit von ihnen ins Uebermaß wächst, wie es bei der in diesem Evangelium festgehaltenen Wesensgleichheit zwischen der Gottheit und dem eingeborenen Sohn nicht anders sein kann. Genau das Selbe ergibt sich bei dem in Kirchbachs Schrift gemachten Versuch, die „echte“ Jesuslehre an der Hand des Johannesevangeliums kenntlich zu machen; denn von ihr aus gewinnt der Autor die Grundlage für die seines Erachtens allein richtige Deutung der im Matthäusevangelium enthaltenen Lehrsprüche. Statt des echten Volkslehrers, der dem pharisäischen äußerlichkeitgeist und den reinweltlichen Erwartungen seiner Zeitgenossenschaft das wahre Heil in Lauterkeit der Gesinnung und einer nach Gottähnlichkeit strebenden allgemeine Menschenliebe entgegenstellte, bekommen wir da einen „Metaphysiker“, der über die Grundprobleme der Ethik und Ontologie spekulirt und für die vom Autor bei ihm entdeckten Theoreme als „Newton der Ethik“ proklamirt wird. Wo bleibt da der schlichte, in den niederen Kreisen verkehrende Wanderprediger, der seine Lehren in einer allen Menschenklassen verständlichen und anziehenden Form vorgetragen haben muß, wenn sein Wirken auf die Mitwelt denkbar bleiben soll? In der Darstellung unseres Autors wird aber die Lehre so schwer verständlich, daß er sie auch für den Bedarf heutiger Leser, wie es die spätere Zusammenstellung im „Buch Jesus“ zeigt, mit stellenweise recht ausführlichen „Was heißt Das?“-Erklärungen zu versehen sich veranlaßt findet. Und Das soll die echte, historisch unanfechtbare Jesuslehre sein?

Wer über diese Frage eingehendere Belehrung wünscht, Dem kann nicht dringend genug das Studium von Straußens „Leben Jesu für das deutsche Volk“ empfohlen werden. Er wird daraus nicht nur lernen, wie unerschütterlich fest die von der tübinger Schule am Johannesevangelium geübte Kritik steht, er wird auch, wenn er die Abschnitte 8 und 17 aufmerksam liest, in den die Jesusbiographie von C. S. Weiss betreffenden Theilen eine Kritik der dem Johannesevangelium zu entnehmenden „echten“ Jesuslehre finden, die Wort für Wort auf die Leistung unseres Autors paßt. Ein erneuertes Studium jenes in stilistischer wie methodischer Hinsicht von Wenigen erreichten Meisterwerkes wäre zur Klärung der heutigen Ansichten in Glaubenssachen überaus förderlich. Und bei diesem Studium wird die zu Anfang der vorliegenden Betrachtungen erwähnte „Uebersicht der vier Evangelien in unverfälschtem Wortlaut“ vortreffliche Dienste thun.

Wilhelm Solin.



Das Recht des Schwächeren.

Das war ein Siebenmonatkind gewesen und man hatte alle erdenkliche Mühe aufwenden müssen, ihn am Leben zu erhalten. Gelungen war Das ja auch, aber schwächlich und kränklich blieb er und man mußte stets ängstliche Rücksicht auf ihn nehmen. Besonders wurde Das den Geschwistern eingeschärft, die kraftvoll und normal gebaut waren und von Nerven und Schönenmüßen nichts wußten: dem blonden Erstgeborenen Waldemar und der Schwester Edith. Denen kam schwer an, aber sie lernten allmählich, denn es gab kaum ein strengeres Gesetz im Hause und schließlich appellirte man auch nicht umsonst an den ritterlichen Sinn der Ueberlegenen, für die es keine Ehre sein konnte, sich an einem Zurückgebliebenen und stiefmütterlich Bedachten zu vergreifen. Möglich, daß sich in ihr Mitleid mit ihm so Etwas wie Verachtung mischte; sie sahen ihn eben gar nicht für voll an und er war für sie ein Unbehagliches, das ihnen im Wege war und woran sie nicht gern rührten. Aber der Erfolg war in jedem Fall der, den die Eltern wünschten: sie hatten eine heilige Scheu vor ihm und hätten eher sich selbst ein Leid zugefügt als ihm. Und Das begriff er, denn Kinder sind klug genug, immer zu begreifen, wo ihr Vortheil in Frage kommt, und der kleine Gottfried, das Angstkind, war besonders klug. Sehr rasch hatte er es heraus, daß er sich eigentlich Alles erlauben durfte, — immer darauf hin, daß man es ihm durchgehen lassen mußte, weil es ihm hätte schaden können, wenn man ihn strafe, und eine Art von Tropen und Pochen auf sein gutes Recht, geschont zu werden, bildete sich bei ihm heraus. Das wenigstens wollte er doch davon haben, daß er unansehnlich blieb und mit seinen schmalen Schultern, seiner flachen Brust und dem einen Bein, das er nachzog, mit seiner ganzen verkümmerten Erscheinung immer eher einen Mitleid heißenden als einen gewinnenden Eindruck machte. Es bildete eine Art von Ersatz für ihn, er tröstete sich damit. Das Recht des Schwächeren war sein Schutz und er übte eine Macht damit aus.

Manchmal wurde es den Geschwistern zu arg. Sie empörten sich, weil er sichtlich aus reiner Bosheit ihre Zwangslage, sich Alles von ihm gefallen lassen zu sollen, mißbrauchte. Edith zeigte ihm ihre Fäuste, — sie sogar eher als Waldemar, der das Angstkind niemals berühren mochte, weil er wußte, er würde es zwischen seinen Fingern zerdrücken. Aber dann rief Gottfried um Hilfe, so kläglich, daß man hätte meinen sollen, es gehe ihm aus Leben, und wenn man den Geschwistern, die in heifer Entrüstung ihr Recht behaupteten, dann nicht anders beikommen konnte, hieß es jedenfalls, sie müßten mit dem armen Schwächling Rücksicht haben, dürften ihn nicht betrachten und behandeln wie Thesegleichen und legten keine Ehre ein, mit Einem anzubinden, der ihnen nicht gewachsen sei und sich nicht vertheidigen könne. Das Ende war immer, daß sie beschämt davonschleichen mußten und das Angstkind triumphirte. Ein einziges Mal hatten sie ihn geprügelt, weil er ihnen aus purem Muthwillen ein kostbares Spielzeug zerbrochen hatte, das sie sich selbst mühsam angefertigt, aber da hatte er Krämpfe bekommen und sich in schrecklichen Zuständen auf dem Boden gewälzt — vielleicht sogar noch ein Bißchen mehr, als nöthig war —, Schaum vor dem Munde und mit unheimlich rollenden Augen, und diesen häßlichen Anblick vergaßen sie nicht mehr, Waldemar gewiß nicht. Von da an ging es ihm in Fleisch und Blut

über, wie ein Glaubenssatz, an den nicht zu rühren war und über den man auch gar nicht nachzudenken brauchte, daß man Gottfried Alles hingehen lassen müsse und daß mit ihm nicht wie mit anderen Menschen zu rechnen sei; was er that, Das that er eben kraft seines Rechtes des Schwachen; und darein mußte man sich fügen. Alle sahen es so an, zuckten die Achseln, murmelten Etwas davon, daß man Geduld mit dem armen Krüppel haben müsse, und thaten ihm — oft genug seufzend — seinen Willen. Lange Zeit hatte man gedacht, daß Gottfried nicht groß werden würde. Er litt an so vielen Uebeln und blieb auffallend im Wachsthum zurück. Solch ein armseliges und kurz währendes Leben mußte man verschönern, wie und wann es anging. Aber in den mannbaren Jahren zeigte sich nach mancherlei Krisen, daß das Angstkind leben bleiben würde, sogar alt werden konnte, — freilich immer nur, wenn es als Angstkind betrachtet und behandelt wurde. In Waite gepackt mußte es sein ganzes Leben bleiben, gerade so, wie schon als Säugling, wenn auch nur im bildlichen Sinne. Der kleinste rauhe Hauch konnte das zarte Dasein erfrieren lassen, das nur mit schwachen Fasern in der Erde wurzelte. Das wurde den Geschwistern aufs Neue klar gemacht und ihnen die Mitverantwortung für Gottfrieds Weiterexistenz feierlich aufgebürdet. Es wäre aber schon nicht mehr nöthig gewesen, denn sie hatten sich längst daran gewöhnt, ihm Alles nachzusehen und es als selbstverständlich hinzunehmen, daß er thun und lassen konnte, was ihm beliebte, sie ihm zu Willen sein und ihren Groll oder Kegerer tapfer hinunterschlucken mußten. Dafür waren sie die Gefunden, die Kräftigen, die Glücklichen und er zu kurz gekommen im Leben. Immerhin blieb nur ein Almosen, was sie ihm reicheten, ein Brotsamen, der von ihrem Tisch abfiel. Gottfrieds Berechtigung, Alles von ihnen zu verlangen, ohne ihnen je dankbar sein zu müssen, wenn sie es als eine selbstverständliche Verpflichtung erfüllten, war ihnen über alle Ansehung erhaben. Wie viel schlechter hatte er es trotzdem immer noch im Leben als sie!

Innerlich nah traten die Kinder einander eigentlich niemals. Es war ganz wie selbstverständlich, daß Gottfried an den Spielen der beiden Anderen nicht theilnahm, auch wenn es seine schwächliche Körperbeschaffenheit ihm gestattet hätte. Er blieb immer für sich und hegte allerlei Pläne aus, nicht selten solche, die in erster Linie darauf abzielten, den Anderen einen Schabernack anzuthun. Er war kein bössartiges Kind, aber sein Machtbewußtsein übte einen verführerischen Reiz auf ihn aus. Man machte ihm auf jede Art klar, daß er durch das Schicksal in ungeheuerlichster Weise verkirzt worden sei und er daher das Recht — wenn nicht gar die Pflicht — habe, sich anderwärts schadlos zu halten. Vielleicht wäre ihm sonst weder diese Erkenntniß noch dieser Trieb gekommen. Aber die Eltern kamen aus einem ewigen Besammern und Verhütseln nicht heraus, sie ruhten nicht, bis er ganz genau begriffen hatte, wie es um ihn stand und was sich daraus für ihn ergab, sie hezten ihn förmlich in seine Rolle hinein. Und schließlich nahm er das Bedauern hin, wie einen ihm geschuldeten Tribut, den er nur mit höchstem Bestreben vermicht hätte, und gesiel sich in seinem Recht, von den Anderen Alles fordern zu dürfen, was ihm in den Sinn kam, — am letzten Ende auch, wenn es ihm selbst gar keine Freude machte, aus Laune oder aus bösem Willen. Die Miene eines stillen Märtyrers, der neidlos der Anderen Glück und Wohlergehen betrachtete und seinen nagenden Lebenskummer in der

Brust verschloß, behielt er trotzdem bei, mit der postete er, ohne es selbst zu wissen, und damit verfehlte er niemals die Wirkung.

Waldemar neigte in seinem stropenden Kraftbewußtsein dazu, alles Schwächliche und Verkümmerte, Kleinliche und Unfreie zu verachten, es war für ihn nicht zum Dasein berechtigt; er übersah es, er werthete es nicht erst; nur diesem zurückgebliebenen Bruder gegenüber wurden ihm Schonung, Rücksicht und Werthschätzung gleichsam zum Dogma und er fühlte den Widerspruch zwischen den beiden Dingen nicht. Für Edith war wiederum alles Unschöne unerträglich, sie scheute vor jeder Berührung damit zurück, sie zog sich dem Häßlichen gegenüber ein, wie eine Schnecke in ihr Haus. Aber bei Gottfried schämte sie sich dieser Regung und Empfindung, hier wurde ihre Abneigung, die sie sonst für ihr gutes Recht hielt, zu einer schreuen Traurigkeit und zu einem erzwungenen, hastigen, machmal wollüstigen Erbarmen, mit dem sie sich selbst eine Art Wohlthat erwies. Als Kind hatte sie weniger Schonung mit dem aus der Art Geschlagenen gehabt als Waldemar, bei dem bald das Gefühl des Starlen mächtig geworden war, der es unter seiner Würde hält, sich mit dem ihm nicht Gewachsenen ernstlich einzulassen.

So wuchsen sie auf und hatten das Unglück, den Vater früh zu verlieren. Der hatte in seiner Milde zwischen den Geschwistern immer noch eher eine vermittelnde Stellung eingenommen, denn die Geburt eines schwächlichen und kaum lebensfähigen Kindes hatte dem Hünen als eine Schickung des Himmels gegolten, die ihn still und demüthig machte, ihn sein Pochen auf die Alleinberechtigung des Starlen und Gesunden in der Welt aufgeben ließ. Aber die Mutter, die nun allein die Lenkung der Drei in der Hand behielt, sah weniger ein Unglück in der Existenz ihres dritten Kindes, als daß sie es vielmehr wie einen Schatz betrachtete, den die Vorsehung ihr zu hegen und zu hüten aufgegeben hatte. Weh Dem, der davon gerührt hätte! Und diese Frau, die selbst schön und kraftvoll und wohlgebildet war und noch für ein junges Mädchen gelten konnte, als der Älteste ihr schon über den Kopf wuchs, liebte den mißgestalteten Jüngsten mit einer schwärmerischen, abgöttischen Zuneigung, der gegenüber die anderen Beiden unzweifelhaft zu kurz kamen. Selbst wenn die Geschwister ihm alles nur Erdenkliche zu Gefallen gethan hatten, glaubte sie immer noch, ihn trösten und verhütheln zu müssen, um ihn nur nicht den Unterschied zwischen Dem, was Götter konnten, und Dem, was ihm selbst möglich war, allzu grausam spüren zu lassen.

Das Seltsame war, daß Gottfried bei aller Schwächlichkeit und Unansehnlichkeit eigentlich nicht körperlich unbehilflich war. Hätte die Mutter, statt ihn systematisch zu verweichlichen und von allen körperlichen Anstrengungen planmäßig fernzuhalten, unter geschickterer ärztlicher Leitung, als das nahe Landstädtchen sie bot, ihn vernünftig abzuhärten gesucht und ihn seine Gliedmaßen ausbilden gelehrt, dann würde voraussichtlich allmählich ein Menschenkind aus ihm geworden sein, das sich mit leidlichem Wohlbehagen und mäßigem körperlichen Können durch die Welt schlug, wie tausend Andere, ohne darüber nachzudenken oder gar zu raisonniren, daß Kranke mehr konnten und es besser hatten. Wie die Dinge jetzt aber lagen, hielt er Das, was er ohne alle Anstrengung konnte, womöglich noch verborgen, um nur ja nicht den Anschein zu erwecken, als sei er gar nicht das bemitleidenswerthe Geschöpf, als das man ihn kannte und schonte. Er that Das nicht aus schlauer Berechnung, sondern ganz instinktmäßig, er dachte sich

nichts dabei, er sah nur, daß man es so wollte und daß es so am Besten war. Klein und verkümmert sah er neben den Geschwistern natürlich immer aus, auch die schiefe Schulter blieb, die aber nur beim Gehen hervortrat, und das Hinken. Trotzdem konnte er klettern und laufen, reiten und tanzen. Es machte keinen guten Eindruck, aber er konnte es. Und Schmerzen oder Beischwerden litt er überhaupt nicht, er war nur eben der „Schwache“, — um so mehr, als um ihn herum Alles markig und wichtig war und von blühender Gesundheitfülle strotzte. Daß er seelisch unter dem Bewußtsein dieser Zurückgebliebenheit litt, hätte man eben so wenig sagen können. Darüber half ihm schon die Nacht fort, die er ausübte. Und dann bildete er sich, wie so viele Verwachsene, allmählich ein, ein schöner Burtsche zu sein. Das hob ihn: er war ordentlich eitel auf sich. Er stand jetzt lange vor dem Spiegel und betrachtete sich: das mausegraue borstige Haar, das über dem schmalen Schädel starr in die Höhe strebte, die runden, tiefliegenden, wasserblauen Augen und die schmalen, zurückgehenden Lippen, auf denen durchaus kein Bart wachsen wollte, obgleich er mit seinen langen, spitzen Fingern fortwährend an jedem einzelnen Härchen zupfte und zerrte. Ja, er war schön, er sah besonders aus; seine fahle Blässe und sein angeborenes Invalidenthum machten ihn nur noch interessanter. Er fühlte Das; es war nicht nöthig, daß man es ihm sagte.

Lochow sollte natürlich an Waldemar fallen. Von Gottfried hatte man angenommen, daß er studiren werde. Er schien für die Bücher und zum Studenhocken prädestinirt zu sein und an seiner Begabung zweifelte Niemand. Dann stellte sich aber heraus, daß er zum Lernen keine Lust hatte, und man wollte ihn auch nicht anstrengen; der alte Landarzt warnte dringend davor, geistige Ueberreizung konnte die körperliche Entwicklung nur aufhalten und schädigen, er wußte die traurigsten Beispiele davon zu erzählen. Solche verkümmerten Menschenpflänzchen mußten ein rein vegetatives Dasein führen, draußen in Wind und Sonne gediehen sie immer noch am Besten. Da Zwang auf Gottfried überhaupt nie ausgeübt wurde und man ihn zu nichts anhielt, wozu er sich nicht freiwillig drängte, lernte er wenig und eigentlich nur, weil es ihm sichtlich leicht wurde, während mit Waldemar die Hauslehrer und der Pastor, die sich in den Unterricht theilten, ihre helle Noth hatten. Er meinte es auch im Lernen, wie in allen Dingen, treu und ehrlich, aber der Schweiß rann ihm bei all seinen angstvollen Anstrengungen von der Stirn und manchmal blickte er seine Erzieher mit so gutmüthig-verzagten Augen an, als ob er fragen wollte: „Ist denn das Alles nun wirklich nothwendig?“ Hervorragend erleuchtet waren die Männer seines Geschlechtes niemals gewesen, aber ehrenhaft und tüchtig, tapfere Soldaten und umsichtige Landwirthe dazu, bei all ihrer Rechenhaftigkeit weichherzig wie die Kinder. Stieg ihnen der Jähzorn oder der Wein einmal zu Kopfe, so war mit ihnen freilich nicht zu spaßen. Dann kam ein Stück brutalen Verseckertthumes zum Vorschein und in einem Uebersturz an Kraft zertrümmerten sie manchmal Möbelstücke und man mußte sorglich alle Waffen und Werkzeugzeuge aus ihrer Nähe entfernen. Das hinderte aber nicht, daß sie Sonntags bei der Predigt weinten und kein krankes Tagelöhmerkind sehen konnten, ohne gerührt zu werden. „Täppische Thränen-Bären“ hatte Jost von Buch auf Tychow die Lochow's einmal genannt. Und Waldemar war ganz aus ihrem Holz geschnitten. Schließlich brachte man ihn in

eine Fährtenpresse, damit er nur bei guter Zeit noch mit Hängen und Würgen zu den Spauletten kam, denn natürlich mußte er sich erst als Reiteroffizier ein paar Jahre lang austoben, ehe er die Lohow'schen Felder abtritt.

Inzwischen hatte sich herausgestellt, daß Gottfried gleichfalls nur Landwirth werden wollte und konnte. Nun war guter Rath theuer. Die Bewirthschaftung eines Eigengutes konnte er bei seiner Schwächlichkeit kaum übernehmen und vor Allem reichten die Mittel auch nicht hin, um es zu erwerben. Man hätte das Stammgut über Gebühr belasten müssen, — jezt, da es sich ohnehin darum handelte, sich unter den schwierigen Verhältnissen mit Ehren zu behaupten, was nicht immer leicht fiel; vielmehr hatten die bewährten Inspektoren oft harte Sorgen. So blieb nichts übrig, als die beiden Brüder gemeinsam auf Lohow scharfen zu lassen, sobald Waldemar von den Kurassieren zurückkam. Vorläufig galt Gottfried dort als Herr, wann und wo es ihm beliebte. In Wirklichkeit war ers eigentlich immer gewesen, aber jezt lebten sich Alle in den Gedanken ein, daß nur er hier zu sagen habe. Wußte man doch, daß die Mutter hinter ihm stand, und zu spaßen war mit ihm überhaupt nicht. Er war nicht bödsartig, aber er hatte einen zähen Eigensinn, wie verwohnte Kinder, und dreinreden ließ er sich von keinem Menschen. Wenn Waldemar auf Urlaub kam, sah es aus, als wäre er bei seinem Bruder zu Besuch. Und er sah Das ruhig mit an, es machte ihm sogar Spaß. Er fühlte sich so sicher und er war so großmüthig. Warum hätte er dem schwächtigen Hintersuß, den er mit einem mächtigen Faustschlag leblos in den Sand gestreckt hätte, nicht das unschuldige Vergnügen gönnen sollen, sich hier als Allein herrscher aufzuspielen und ihn selbst mit einer gewissen Herablassung zu behandeln? Das Kerlchen stellte sich gar so possirlich dabei an. Mit einem wütenden Bullen ließ sich Waldemar von Lohow ohne viel Besinnen ein, aber eine Fliege schlug er nicht tot, auch nicht, wenn sie ihm lästig fiel.

Der einzige Mensch, der dem eigensinnigen Usurpator zu Zeiten einen passiven Widerstand entgegensetzte, war Edith. Sie hatte nicht eigentlich unter ihm zu leiden, aber es verdroß sie, es that ihr geradezu körperlich weh, diesen schmalbrüstigen, humpelnden Zwerg auf dem Hofe kommandiren zu sehen, wo sonst die Pilnengestalt ihres Vaters alle Knechte um Kopfeslänge überragt und seine Stimme und sein schütterndes Lachen alles Gelärm der Wirthschaft überdröhnt hatte. Dieser Kleine hatte eine Quiekstimme und hüpfte scheltend und nörgelnd umher, wie ein Frosch im Teich. Sie hatte nicht Waldemars gutmüthiges Mitleid mit ihm; eher fürchtete sie ihn. Er hatte für sie Etwas von einer Karikatur, sie mußte immer an boschafte Zwerge aus den Märchen denken, wenn er seinen Willen kundgab und durchsetzte. Er stieß sie ab, sie hatte Etwas zu verwinden, wenn sie ihn nur ansah. Und er wieder, der sie in der Kinderzeit gequält hatte, war jezt von einer fast aufdringlichen Mitterlichkeit gegen sie, die freilich auch zugleich etwas Herrisches hatte und deren groteske Komik ihm entging. Das große, schöne, blonde Mädchen, dem er kaum bis an die Schulter reichte, entzückte ihn und er machte eine Art von Eigenthumsrecht auf sie geltend. Wenn sie körperliche Übungen betrieb, in denen er nicht mithun konnte, großte er, und wenn sie mit Anderen sprach und lachte, war er eifersüchtig. Die jungen Herren von den Nachbargütern und die Offiziere aus der Kreisstadt waren ihm ein Dorn im Auge. Auf alle mögliche Art suchte er immer ihr Kommen zu vereiteln oder, wenn sie

da waren, ihnen den Aufenthalt zu verleiden, damit sie das Wiederkommen vergaßen. Keiner von all den Besuchern konnte ihn leiden, aber er war der Herr auf Vohow und mit dem „Schwachen“ mußten alle diese gesunden Reden natürlich Rücksicht haben. Und wegen Ediths von Vohow ließen sie sich von diesem ledigen Knirps aufziehen und kränkeln; es konnte doch unmöglich eine Ehre sein, sich mit ihm „anzulegen“, — er zählte ja eigentlich nicht mit. Sie schüttelten sich seine provozirenden Unarten mit einem halb verlegenen, knurrenden Lachen ab, wie Rässe vom Pelz. Solch ein Homunculus! Man mußte dem armen Kerlchen schon gönnen, daß er mehr Gift und Galle verausgabte als Andere, es war ihm nicht einmal zu verdenken; er hatte sonst ja gar nichts vom Leben.

Am Glimpflichsten von Allen ging Udo von der Hellen mit ihm um, beinahe zart und bescheiden konnte man's nennen, und just Den haßte Gottfried von Vohow am Meisten. Denn Das hatte er bald heraus, daß Edith ihn bevorzugte und daß der schlaue Bewerber ihm nur um den Bart gehen wollte, um ihn kitz zu machen. Da war der „schöne Udo“ aber an den Rechten gekommen! Wie ein Wahnsinniger stellte sich Gottfried an bei dem Gedanken, Edith verlieren zu sollen. Man mußte wirklich für seinen Verstand, wenn nicht für sein Leben, fürchten. Und gerade dieser Udo! Ein Schürzenjäger, ein Saufaus, ein brutaler, nothdürftig über-tünchter Hinterwäldler, roh und gemüthlos! Von Allen der Schlimmste. Und Dem Edith geben? Wenn Das die Mutter zuließ, blieb sie für unabsehbares Unglück, das daraus folgen würde, verantwortlich. Prügeln würde Der seine Frau, ihr mit der erstbesten Ruhmagd untreu werden, sein Geld drüben mit den Offizieren im Baccarat verzeuen, den Bücherern in die Hände gerathen und den Hellenhof unter den Hammer bringen. Mit mathematischer Gewißheit war das Alles vorauszuberechnen. Er, Gottfried, würde sich dagegen sträuben, so lange er Athem hatte, daß man Edith so in ihr Unglück rennen ließ, er würde diesen Hellen eher über den Haufen schießen, als ihm seine Schwester ausliefern, an der er hing, wie an nichts Anderem im Leben; zu allem Neusteren war er fähig. Es gab fürchterliche Szenen auf Vohow. Die Mutter stand ganz auf Gottfrieds Seite. Dellen war wirklich Der, als den Gottfried ihn erkannt hatte, auf Gottfried durfte man sich verlassen. Und Edith sollte nachgeben, — schon blos um Gottfrieds willen sollte sie es. Der arme Junge rieb sich ja förmlich auf vor Kummer und Erregung über diese unglückselige Liebesgeschichte mit dem „schönen Udo“. Edith sah ja, wie es ihm zu Herzen ging und an ihm fraß, er hatte die Schwester eben lieb, er war ganz uneigennähig um sie besorgt. Wenn hier nicht ein Ende gemacht wurde, ging Gottfried an der ganzen Sache zu Grunde, Das war sicher; dann mochte Edith sehen, wie sie mit ihren Gewissensskrupeln fertig wurde. Auch ein alter Onkel Vohow, der neben der Mutter als Vormund für Edith fungirte, war rasch dafür gewonnen, gegen den „schönen Udo“ Partei zu nehmen, da er sich grundsätzlich nie in Konflikt mit Frau Elma brachte, die ihm allerlei Zuwendungen gewährte. Und Waldemar, den Edith zuletzt zu ihrem Beistande aufrief, hatte Schulden gemacht und schon aus diesem Grunde alle Ursache, ein schroffes Auftreten zu vermeiden. Er rieth Edith dringend zum Nachgeben. Und so setzte Gottfried denn jetzt im harten Ernstfall seinen Willen genau so sicher durch wie früher im Kinderspiel und das „Recht des Schwächeren“ wurde dadurch feierlicher proklamirt als nur je.

Die Hellenen gerietßen durch diesen Fall in Lotfeindschaft mit den Vochows und eine ganze Anzahl benachbarter Adelsfamilien zog sich von Vochow zurück; der Affront, der dem „Schönen Udo“ angethan worden war, wirkte auf weite Kreise verstimmend. Aber Gottfried war es gerade recht so; er trug seine Leidensmiene eines verkannten Wohlthäters zur Schau, der blutenden Herzens der Vernunft hat nachgeben müssen. Nicht lange nachher setzte er auch durch, daß Waldemar zurückgerufen wurde und seinen Abschied nehmen mußte. Er hätte ihn eigentlich gern noch lange von Vochow fern gewußt, aber Waldemar machte Schulden über Schulden und Gottfried war ein guter Kosmer. Wenn es so weiter ging, fraßen die Wucherjuden ganz Vochow auf; da mußte ein Ende gemacht werden. Waldemar kam aus der weißen Uniform heraus, er wußte selbst kaum, wie. Und dann sah er auf Vochow, etwas kleinlaut und verlegen, und spielte den Oberinspektor seines jüngeren Bruders, — denn darauf kam es ungefähr hinaus. Gottfried hatte sich als „Herr“ so fest eingemistet, daß an seiner Macht überhaupt nicht mehr zu rütteln war; in allen wichtigen Fragen holten die Inspektoren seine Befehle ein und Etwas gegen seinen Willen zu thun, war für Jedermann völlig undenkbar. Man fürchtete ihn und man wußte, daß man ihn durch Widerspruch oder Unbotmäßigkeit nicht reizen durfte, daß man eine zu schwere Verantwortung dadurch auf sich geladen hätte. Und Waldemar vollends hütete sich davor. Er hatte kein reines Gewissen und vor Allem stand ihm immer der schreckliche Anblick noch vor Augen, wo Gottfried sich in Krämpfen am Boden gewunden hatte, nachdem die Geduld der viel geplagten und gemißbrauchten Geschwister endlich einmal gerissen war. Damals hatte er sich innerlich zugeschworen, sich lieber fortan mit Füßen treten zu lassen, als sich nochmals wieder an diesem Unglückseligen zu vergreifen. Gottfried dagegen hatten seine Erfolge noch selbstsicherer gemacht. Er fühlte sich. Edith gegenüber zeigte er sich dauernd wie Einen, der stumm den Schmerz eines böswilligen Verkanntseins in sich verschließt, er verfolgte sie mit den Augen eines tief verwundeten Viechhabers und schien überhaupt unter dem Geschehen mehr zu leiden als sie; nur daß es um ihretwillen eben hatte sein müssen.

Schließlich aber brachte er heraus, daß Edith mit Udo von der Hellen geheime Zusammenkünfte hatte. Die Folge davon war, daß er die Beiden im Walde überraschte, Udo eine schmählische Beschimpfung ins Gesicht warf und dadurch zu einer Herausforderung unter den schwersten Bedingungen veranlaßte, — einer Herausforderung, die an Waldemar gerichtet wurde, weil man Gottfried unmöglich als ebenbürtigen Gegner ansehen konnte. Alle fanden Das durchaus korrekt gehandelt und Waldemar nahm die Forderung ohne Weiteres an, ohne daß Gottfried Einspruch erhoben hätte. So mußten die beiden Freunde, die sich noch wie vor herzlich gern und einander nie das Geringste zu Weide gethan hatten, sich mit den Waffen in der Hand auf Tod und Leben gegenüberreten; und da sie kein Possenspiel aus dem ernstesten Ehrenhandel machen wollten, brachten sie einander schwere Verwundungen bei: Waldemar wurde mit zerschmettertem linken Arm und der schöne Udo mit durchschossener Schulter und verletzter Zungenspitze vom Platz getragen. Waldemar lag Wochen lang darnieber, behielt einen verkrüppelten Arm und Udo von der Hellen mußte nach Radeira gehen, um einer gefährlichen Wendung seines beginnenden Brustleidens vorzubeugen. Gottfried aber ging bei Alledem umher, als ob er unter der Schwere des Zwanges, einen An-

deren seinen Ehrenhandel ausfechten lassen zu müssen, schier zusammenbräche, und man hatte alle Mühe, ihn in seinem Groll und Schmerz zu trösten. Es mochte den Eindruck, als ob er Waldemar gleichzeitig beneidete und ihm zürnte, und der Bruder konnte ihm von seinem Schmerzenslager aus nur mit schweremüthigem Lächeln, auf seinen zerstoßenen Arm deutend, zum Trost erwidern: „Ich glaube, das nächste Mal stehen wir gleich zu gleich.“

Den tiefsten Eindruck machten alle diese Geschehnisse auf Edith. Sie erklärte eines Tages mit Entschiedenheit, daß hiernach ihres Bleibens auf Lohow nicht mehr sei. „Ich könnte mich an ihm vergreifen, Mama“, sagte sie, „er ist nicht mehr sicher davor, daß ich ihn mit diesen meinen Händen erwürge!“ (Sie nannte Gottfried niemals anders als „er“.) Sie traute sich selbst nicht mehr und man mußte sie ziehen lassen. Sie hatte sich ganz verändert, war stumm und verbittert geworden, sie welkte sogar sichtlich hin. Anfangs ging sie zu Verwandten, dann nach Berlin; eines Tages war sie als Krankenpflegerin in ein bekanntes Hospital eingetreten. Gerade damals waren schlechte Nachrichten aus Madeira gekommen. Mit Udo von der Hellen stand es schlimm: er hielt sich nicht und man fürchtete, daß sein Leiden in ein tödliches Siechthum ausarten könnte.

Waldemar war inzwischen wieder arbeitsfähig geworden, aber er trug schwer an seiner Verstümmelung. Auf sein ganzes Wesen war ein Nehlthau gefallen. Auch das Loos seiner Schwester und ihr Fernsein von Lohow bedrückten ihn, dazu die Kunde von Udo, der weder etwas Ehrenwürdiges begangen noch ihm selbst je ein Leid zugefügt hatte und der nun durch Verbannung und Siechthum dafür büßte, daß man ihn ohne jeden vernünftigen Grund die Hand eines Mädchens verweigert hatte, das ihn liebte, wie er sie. Selbst Frau Ulma von Lohow litt sichtlich unter all diesen Vorkommnissen; ihr unverwundlicher Trohsinn war mit einem Schlage gebrochen, sie alterte zusehends. Nur fiel es ihr nicht ein, ihrem „Angstkind“ irgend einen Vorwurf aus dem Geschehenen zu machen oder eine Schuld darin zu finden. Sie litt eigentlich mehr in seinem Namen, für ihn. Wie schwer mußte das Alles erst auf ihm lasten! Er war so weichherzig, klagte sich sicherlich — wenn auch ohne allen Grund — an und hatte Alles so gut machen wollen, hatte so treu über der Ehre des Hauses Lohow gewacht! In dieser Zeit war sie zärtlicher gegen ihn und verhätschelte ihn mehr als je. Wie es der Junge auf der Welt schwer hatte! Und Das wurde gar nicht genügend anerkannt. Solch ein Unglücklicher, der nicht einmal seine Ehrenhändel selbständig ausfechten durfte! Und jetzt kam ja heraus, wie recht Gottfried gehabt hatte, wie genau der „schöne Udo“ von ihm durchschaut worden war. Selbst da drüben auf Madeira, wo doch Tod und Leben für ihn auf dem Spiele stand, ließ er nicht von seinen überlichen Gewohnheiten.

In jener Zeit waren Klagen darüber laut geworden, daß Gottfried dem weiblichen Gesinde und den Dirnen im Dorf etwas gar zu aufdringlich nachstelle. Allerlei darüber wurde vor die alte Schloßfrau gebracht und Waldemar erhob bei ihr ernste Vorstellungen. Aber Frau Ulma wollte nichts davon wissen, daß man Gottfried auf den Weg passen müsse. So ein armsüßiger Mensch, dem alle Freuden des Lebens verjagt waren! Wenn man ihm derlei kleine Zerstreungen nicht einmal hätte gönnen wollen! Für ihn war das Beste immer noch gerade gut und das Außergewöhnlichste noch gerade selbstverständlich genug. Frau

Elma von Vohow war empört über die Frechheit der Leute, dem „jungen Herrn“ Etwas anhängen zu wollen. Wozu waren diese Dirnen denn da? Die mußten sich noch geehrt fühlen, wenn er sein Auge auf sie warf. Sollte solch junges Blut, das von Allem ausgeschlossen war, denn nicht hier wenigstens sich einmal in so bescheidenen Grenzen austoben dürfen? Man sollte ihr nicht zum zweiten Male mit solchen Klagen kommen. Seit wann durfte man denn an Gottfried solchen alltäglichen Maßstab legen, als wenn er ein gesunder und normaler Mensch wäre? Und wegwerfen würde Der sich nicht, darüber konnte man ruhig sein. Selbst als es auskam, daß Gottfried die Tochter eines der Inspektoren, ein kaum erwachsenes, unbescholtenes Mädchen, in die Schande gebracht hatte — und halb und halb mit Gewalt, wenn man dem armen Dinge glauben durfte —, änderte die Schlossfrau ihre Ansicht nicht. Wenn da von Schuld die Rede war, fiel sie sicher auf das Mädchen, das den armen, unschuldigen Jungen verführt hatte; eher ruhte ja so Eine nicht; und übrigens kamen dergleichen Dinge nun einmal in der Welt vor und waren jedenfalls einem so stiefmütterlich behandelten und in Allem zurückgesetzten Menschenkinde eher zu vergeben als irgend einem Anderen. Waldemar knirschte förmlich vor Entrüstung, als er seine Mutter verließ. Der Inspektor hatte seine Stelle gekündigt, weil die Leute mit Fingern auf seine Tochter wiesen, das Mädchen selbst mußte bewacht werden, sonst hätte es sich ein Leid angethan, tüchtige, ehrenwerthe Leute, die auf Vohow grau geworden waren, geriethen in Elend und Schmach, — und der das Alles in seiner Leichtfertigkeit herbeigeführt hatte, ging umher wie Einer, der von seinem guten Recht Gebrauch gemacht hatte und sich um die Folgen weiter nicht kümmert. Zum ersten Male wollte Waldemar dies Recht des Schwächeren nicht mehr einleuchten, wenn es so über alle Forderungen der Sitte hinausstrug. Es war nicht seines Amtes, hier als Richter oder Rächer einzugreifen; aber daß er dem strafenden Arm Dessen, der als Richter auftreten durfte, nicht gewehrt hätte, auch wenn es in seiner Nacht gelegen, wußte er sicher. Ein dumpfer Woll gährte in ihm und allerlei Zweifel wogten durch seine Seele. Er ließ nach wie vor Alles geschehen, ohne einzugreifen, aber er wurde einsiedlerisch und ging mit verdüsterter Stirn seine Wege. Der lebensfrohe und thatkräftige Mann zeigte sich grüblerisch und menschenfeind; es war, als ob er mit Etwas innerlich nicht fertig werden könne, und Das fraß an ihm: vielleicht wollte er auch nur nicht sehen, wie der „Schwächere“ es weiter trieb. Kein Mensch wußte schließlich mehr, daß er der eigentliche Herr von Vohow war. Gottfried schaltete nach Wohlgefallen. Und die alte Schlossfrau wurde allmählich etwas stumpfsinnig. Sie verlor das Gedächtniß, sie hatte nur immer noch das dumpfe Bewußtsein, daß es einmal lustiger und lichter auf Vohow gewesen sei. Den ganzen Tag legte sie Patienten, die nie aufgingen, und wenn sie einen ihrer Söhne zu Gesicht bekam, beschwor sie ihn, doch bald zu heirathen, damit wieder mehr Leben auf Vohow käme.

Gottfried schien auch durchaus nicht abgeneigt, aber Waldemar lehnte immer mit einem schwermüthigen Säbeln ab. Im Stillen hatte er sich vorgenommen, wenn Gottfried heirathe, von Vohow zu scheiden. Aber Gottfried fand entweder nicht, was er suchte, oder er suchte in Wahrheit nur Zeitvertreib und Täuschelei. Es war merkwürdig genug, daß er, den Niemand sonst in der Welt für schön hielt als er selbst, doch einen gewissen Einfluß auf die Frauen übte.

Er hätte jeden Tag heirathen können. Nicht nur, weil es auf den Nachbargütern so viele unversorgte Töchter gab, die lieber einen hinkenden Schwächling geheiratet hätten, als in ein adeliges Stift zu gehen oder ihr Leben lang als gute Tante bei den begünstigteren Geschwistern das Gnadenbrot zu essen, sondern, weil er Macht über Viele gewann, die ihn anfangs verabscheuten und verspotteten und dann doch sich für ihn interessirten. Es mußte in seinen Augen liegen: er bannete die Frauen förmlich damit. Und dann zog er sie an, auch wenn sie im Grunde Furcht vor ihm oder Abneigung gegen ihn hatten. Aber er machte nie Ernst, er posirte mit seiner Mißgestalt und Zurückgebliebenheit, die ihm das Heirathen überhaupt unmöglich machten. Er nahm dann seine Märtyrermiene an und wirkte dadurch nur noch intensiver. Wenn die Entscheidung nah zu sein schien, brach er jedesmal ab.

Dagegen fand sich Waldemar eines Tages nun doch gefesselt. Bei den Buchs auf Tychow war eine junge Gouvernante eingetroffen, die es ihm beim erstmaligen Sehen so anthat, daß er sich beim zweiten erklärte. Sie war eine Waise, stammte aus einer alten, vornehmen, aber völlig verarmten Emigrantenfamilie, die dem Staat schon eine Reihe von tüchtigen Offizieren geschenkt hatte, und war in ihrer schüchternen Jugendliehe, mit den süßlich dunklen Augen und Haaren ein Bild von so bezwingender Lieblichkeit, daß man das rasche Aufklimmen der Leidenschaft bei dem blonden Hünen begriff. Die Verbindung war freilich nicht ganz nach den Wünschen der Vochows, die lieber eine Erbtöchter als Waldemars Gattin begrüßt hätten, da die Vermögensverhältnisse der alten Familie längst nicht mehr glänzend waren und dringend einer Aufrichtung bedurft hätten, aber gegen die Standesgemäßheit war trotz der dienenden Stellung, die Amélie de l'Estocq eingenommen — übrigens erst eben und zum ersten Mal, denn sie kam gerade aus dem Institut zu den Buchs und zählte kaum achtzehn Jahre —, nichts einzuwenden. Auch war in Waldemars Mienen Etwas, das selbst Gottfried räthlich erscheinen ließ, von einem Widerstand lieber abzusehen; den blonden Hünen hatte sichtlich eine Leidenschaft ergriffen, mit der nicht zu paltriren war. Da Amélie bei den Buchs auf Tychow nicht bleiben konnte, überredete Waldemar seine Mutter, ihr auf Vochow selbst so lange eine Zuflucht zu gewähren, bis er sie heimführen konnte, wozu alle Anstalten getroffen wurden. Doch weil es ganz gegen alles Herkommen war, Bräutigam und Braut unter dem selben Dache wohnen zu lassen, übersiedelte Waldemar, der plötzlich wieder wie auflebt zu sein schien und alle Freische und Freudigkeit seiner jüngeren Jahre zurückerobert hatte, einweilen auf das Vorwerk, während Amélie sich bei Frau Elma häuslich einrichtete, die so wenig dem bezwingenden Liebreiz der anfangs nur ägierend willkommen geheißenen Schwiegertochter zu widerstehen vermochte wie die Anderen. Uebrigens sorgten die Ereignisse dafür, daß das Brautpaar bald noch weiter getrennt wurde als durch eine Feldbreite, die Waldemar in zwanzig Minuten durchgaloppirte. Aus Berlin liefen Nachrichten ein, daß Edith in Folge von Ueberanstrengung in ihrem Beruf erkrankt sei und, seit die Kunde vom Tode Udos von der Hellen angelangt war, der einem klimatischen Fieber erlegen war, Spuren von Trübsinn zeige, die nach ärztlichem Zeugniß ernst zu nehmen seien. Man wünschte dringend, daß die Kranke in andere Luft und Umgebung gebracht werde, um sie zu zerstreuen und aufzuheitern, hielt aber eine Rück-

sehr nach Pochow für unzweckmäßig und hat um die Begleitung eines ihr nahestehenden Menschen auf der Reise, die für sie in Aussicht genommen wurde.

Es blieb hiernach nichts Anderes übrig, als daß Waldemar zu ihr ging. Zu jeder anderen Zeit hätte er es freudigen Herzens gethan, aber auch jetzt zögerte er keinen Augenblick. Frau Elma war zu alt geworden, um noch in anderes Erbreich verpflanzt werden zu können oder als Krankenpflegerin Dienste zu leisten, Gottfried — selbst wenn er Edith näher gestanden hätte — kam wegen seiner körperlichen Schwäche nicht in Betracht. An Waldemar hing Edith, er konnte am Ehesten die Arme aufhebern, Etwas von der Lebenskraft in sie überströmen, die ihn seit seinem jungen Blüd durchbrauste, wie ein entfesselter Frühlingsstrom. Nach bewegtem Abschied von Amélie, die vergebens ihre Fassung zu wahren suchte, und von der alten Mutter, die diese Trennung für ein trauriges Omen hielt und hierüber heftiger weinte als über Ediths bejammerndwerthen Zustand, reiste Waldemar. Er hatte im Stillen immer noch gehofft, bei eigenem Augenschein die Schilderungen übertrieben zu finden, aber in Berlin sah er, daß sie eher hinter der Wahrheit zurückgeblieben waren. Edith war mitunter völlig tiefsinnig, nahm aber sein Kommen mit ruhrender Freude auf und klammerte sich förmlich an ihn, wie in Angst, sonst tiefer und tiefer zu versinken. Kaum eine Stunde am Tage durfte er von ihr. Ihm folgte sie blindlings; zu Dem, was er ihr sagte, nickte sie jedes Mal freundlich und gehorsam; in seiner Nähe war sie ruhig und manchmal sogar theilnehmend. Nach wenigen Tagen war er ihr unentbehrlich geworden und der Arzt setzte die besten Hoffnungen auf sein längeres Verweilen. Nur wenn er ihr von Pochow sprach oder Menschen und Dinge aus ihrem Leben dort erwähnte, versiel sie wieder in ihren Trübsinn und seine leise Hoffnung, sie zur Rückkehr dorthin zu bestimmen, wich. Er mußte sich widerwillig davon überzeugen, daß es zu ihrem Schaden sein würde, wenn er sie veranlassen wollte, mit ihm heimzuzukehren; ihr graute sichtlich davor. Dagegen nahm sie seinen zögernd gemachten Vorschlag, mit ihm auf Reisen zu gehen, mit fast sieberhafter Eier auf. Seufzend fand er sich in das Unabänderliche und sie reisten. Zuerst nach Tirol, dann weiter nach Italien. Und Ediths schlummernde seelische Kräfte fingen an, sich zu beleben.

Auf Pochow ging das Dasein seinen alten Gang. Amélie brachte ihre Tage mit Weinen, Briefeschreiben und dem Vorlesen eines Theiles von Waldemars Briefen hin. Frau Elma begnügte sich mit Kopfschütteln und unverständlichen, düsteren Prophezeihungen, die sie ihren nie aufgehenden Patienten entnahm. Sie wurde sehr altersschwach und versiel sichtlich. Auf Pochow wurde nicht mehr gelaßt. Gottfried zeigte seine düsterste und vergrämteste Märtyrermine. Es schlich müde und apathisch umher, als ob er an etwas Ungeheuerlichem trüge, worüber er zu Niemandem sprechen konnte oder wollte, was ihn aber fast zusammenbrechen ließ. Zu Amélie stand er in gar keinem Verhältniß. Er beachtete sie kaum und sie selbst schien sich vor ihm zu fürchten. Dies zarte, in aller Frühlingsanmuth und allem keuschen Liebreiz blühende Geschöpf scheute instinktiv vor der Berührung mit der Mißgestalt Gottfrieds zurück, wie vor einer Spinne oder Kröte. Aber sehr bald schlug diese Empfindung bei ihr in heißes Mitleid um. Sie schämte sich ihres Grauens vor ihm, sie bereute in ihrer weichen Milde, ihn verkannt und verletzt zu haben. Denn sichtlich empfand er ihre Abneigung tief, — Krüppel sind ja so feinfühlig und mißtrauisch; und

er schien gut zu sein. Auch war er Waldemars Bruder und der Einzige, mit dem sie auf Vochow über ihn sprechen konnte. Sie überwand ihren Schauer, zwang sich zu sanfter Freundlichkeit gegen ihn, und als sie einsah, daß auch diese ihn kränken mußte, weil sie ihn sein Ausnahmesein empfinden ließ, dem gegenüber man einen besonderen Ton anzuschlagen hatte, fand sie endlich die unerzwungene Vertraulichkeit und behandelte ihn wie einen guten Kameraden.

Gottfried blieb still und scheu. Immer war ein wehmüthiger Klang in seinen Worten, immer etwas Todtrauriges im Blick seiner Augen, etwas Verhaltenees in seinem Wesen. Er war dankbar und theilnahmevoll, aber er erschloß sich ihr niemals und blieb ihr auffallend fern, wenn nicht sie selbst ihn suchte. In der dumpfen Stille von Vochow ward er ihr einziger Trost. Und so gern hätte sie ihm Etwas bedeuten mögen. Aus dem selbst anezogenen Mitleid mit ihm war längst ein echt und warm quellendes geworden, das ihrer weichen Kinderseele entsprach. Sie wußte nicht, was ihm fehlte, sie glaubte nicht recht an Frau Elmas Worte, wonach er unter seiner Schwächlichkeit litt wie unter einem Schimpf, der ihm angethan worden, sie zergrübelte sich den Kopf darüber und manchmal stieg es heiß und irr in ihr auf und sie wußte nicht mehr, was sie denken sollte. Aber sie lauschte mit angehaltenem Athem, wenn die alte Schlossfrau mit lallender Stimme wie etwas Eingelerntes ihr die Pflicht der Gefunden und Starken klarmachte, diesem Schwachen Alles zu Liebe zu thun, um ihn über das trostlose Gefühl seines Ausgeschlossenseins fortzuhelfen. Dies Evangelium hatte die alte Dame so oft und so eindringlich verkündet, daß es ihr nun schon mechanisch von den Lippen kam, während sie die Karten mit den schmalen, welken, zitterigen, Händen auslegte und draußen der Spätherbststurm wimmernd um das alte Herrenhaus strich.

Es war sehr einsam auf Vochow. Selten nur kam ein Besuch von den Nachbargütern, denn man fand es nicht amüsam bei den Vochows und Waldemars Verlobung hatte mancherlei Nasenrumpfen verursacht. Es wurde oft gar nicht Tag, der sackgraue Himmel hing schwer und düster über den alten Parkbäumen und der Wind wehklagte und grollte Tag und Nacht. In den hohen kalten Räumen mit dem verbliebenen Bäterhausrath fröstelte man immer. Stumm und verdrossen ging Jeder seinem Tagwerk nach. Wenn Amélie sich satt geweint und geschrieen hatte, strich sie, wie ein ruheloser Geist umher. Sie wurde nie warm, sie wußte nicht, wie sie die Zeit hinbringen sollte, eine unruhige Angst, ein schweifendes Sehnen waren in ihr. Sie hatte immer den Trieb, sich zu Gottfried zu rücken, um nur einen Menschen bei sich zu haben, der so dachte und fühlte wie sie, aber sie hatte auch immer eine unbestimmte Angst vor dem Zusammensein mit ihm. Manchmal wars ihr, als müßte sie laut aufschreien in seiner Gegenwart, wie bei einer Gefahr, ihn abzuwehren, zurückstoßen, vor ihm fliehen, obgleich er doch wahrlich sich ihr nicht aufdrängte. Und dann wieder zog es sie doch unwiderstehlich zu ihm. Wenn nur Waldemar zurückgekommen wäre! Warum hatte er sie nicht mit sich genommen! Es wäre freilich auch ein trauriges Liebesleben gewesen unter den Augen dieser geistig Umnachteten, vor der Amélie sich fürchtete, — trotz aller Sonne da unten am Nieselfstrand des blauen Mittelmeers. Und Waldemar schrieb immer, daß er vor Ebitz ihren Namen gar nicht nennen dürfe, weil sie dann gleich eifersüchtig und trüb-

finnig werde; sie wollte nichts davon hören, daß sie sich je wieder von ihrem Bruder trennen sollte. Und vor dem Spätfrühling kamen sie nicht heim. Der Flieder sollte erst in Blüthe stehen.

Zimmer kürzer wurden die Tage, immer lastender drückte die Dunkelheit. Amélie froh und drückte sich in die Sofaecken, um sich auszuschluchzen. Diese endlose Trennung und diese traurige Einsamkeit! „Gottfried!“ Sie rief manchmal seinen Namen, nur um sich zu vergewissern, daß er da war, daß es auf Vohow einen Menschen gab, der sie verstand. Sie rief ihn sogar hin und wieder, wenn er sie nicht hören konnte. Und einmal fragte er sie: „Was willst Du denn eigentlich? Warum rufft Du mich?“ „Ich wollte endlich wissen, warum Du immer so traurig bist“, stotterte sie da heraus und wußte selbst nicht, wie Das ihr auf die Lippen gekommen war. Er aber sah sie nur an, mit einem vorwurfsvollen Blick, und ging schweigend hinaus. Aber ein paar Tage später wußte sie, warum er so traurig war, obgleich er es ihr immer noch nicht gesagt hatte, und an diesem Tage konnte sie zum ersten Mal seit seiner Abreise nicht an Waldemar schreiben. Ihr war zu angst und wirr zu Muth. Und als sie es am anderen Tage that, schrieb sie einen Brief, der ganz verworren klang und immer wieder auf das Eine zurückkam: „Komm oder laß mich zu Dir! Hier ist nicht gut sein.“

Aber es ging immer im besten Fall eine Woche hin, ehe ein Brief aus Vohow Antwort fand. Und Waldemars Antwort mahnte zur Geduld. Er war gut, dieser Brief, seine Briefe waren immer gut und lieblich, ein Bißchen unbeholfen und ein Bißchen altdäterisch. Das, was sie wollte, brachten sie Amélie nicht, — und es wäre auch vielleicht schon zu spät gewesen. Der Winter war lang, endlos lang und kalt. Amélie schrieb nicht mehr jeden Tag an Waldemar. Aber sie weinte eine Zeit lang noch mehr als früher. Dann nicht mehr. Und sie froh auch nicht mehr. Nur manchmal schauerte sie in Todesangst zusammen, wenn draußen auf der langen, hallenden Diele sich männliche Schritte hören ließen, die sie nicht erkannte. Zimmer seltener wurden ihre Briefe an Waldemar und immer kürzer. Und endlich wollte es Frühling werden. Aber nun erfüllte die Aussicht darauf Amélie nicht mehr mit seligen Hoffnungen, sondern mit irrer Angst. Ohnehin hatte in Waldemars lezten Briefen Etwas geklungen, das sie nicht recht verstanden hatte, etwas dumpf Drohendes, Heißes und Wildes, das sie nicht an ihn kannte. Aber nicht Das schreckte sie; nur wußte sie nicht, was nun werden sollte. Sie kam sich vor wie ein verirrtes Reh, das ins tiefste Walddunkel flüchtet, um sich vor der eigenen Angst zu verstecken. Und die Luft hatte jezt etwas so Aufregendes und Verwirrendes, man spürte es im unruhigen Flackern des Blutes. Unbestimmtes, zielloses Sehnen wurde wach, das plötzlich in bange, beklemmende Angst und in ein haltloses Schluchzen umschlug.

.. Am jungen Grün der Hecken schritten Amélie und Gottfried an einem Sonnenmorgen entlang, um in den Wald einzubiegen, dessen Moosgrund jezt ganz mit lauter bunten Frühlingsblumen bestickt war. Sie tauchten aber nicht in ihn hinein, sondern blieben davor unter dem flammenden Rothborn sitzen. Es war, als ob sie Furcht hätten! Die Buchen schatteten schon und das Unterholz war dicht. Die Vögel trillerten schüchterne Sehnsuchtslieder. Hier unter der hohen Decke wars still. Man sah nur drüben die lichtgrünen Saatsfelder, die der Wind kammte, und die Verrhen, die aus ihnen ins Blau stiegen und wie kleine, schwarze

Punkte im flimmernden Aether standen; rückwärts war die Welt von ihnen abgeschnitten, als wäre sie versunken. Und es war ihnen Weiden auch, als könnten sie nicht mehr zu ihr zurück.

Eine Weile sprachen sie nichts. Nur Gottfrieds Augen ruhten mit einem lästernen Siegerblick auf der schlanken Mädchengestalt, die mit seltsam schwimmenden Augen, die Hände müde im Schoß gefaltet, vor sich hinausstarrte. „Du, Gottfried,“ sagte sie plötzlich, ohne ihn anzusehen, „was soll nun werden? Ich fürchte mich.“ Ihre Stimme klang traurig und ein leises Erschauern ging durch ihren Leib, als ströte sie in der warmen Frühlingssonne.

Er machte eine Handbewegung, die sie nicht sah, eine halb leichtfertige, halb befehlshaberische, die vielleicht sagen sollte: „Wer kann mir Etwas anhaben?“ Dann erwiderte er: „Es wird so, wie es werden muß, Kind. Und wovor sich fürchten? Warum ist er so lange fortgeblieben? Ich habe mit Rama schon gesprochen. Sie wird ihm schreiben. Oder vielmehr — denn sie ist ja schon ein Bisshen“ — er trommelte mit seinen langen Spinnenfingern auf seiner Stirn — „ich werde ihr diktiren. Sie thut Alles, was ich will.“

„Ja“, sagte sie gehobt. „Aber ich möchte ihn nicht wiedersehen, Fried, — lange, lange nicht. Und ich glaube: Rama muß bald schreiben, — heute noch. Sonst . . . Er hat so lange nicht mehr geschrieben. Jede Nacht hör' ich ihn kommen, — heimlich, — heimlich . . . Und er macht meine Thür auf und —“ Sie blickte scheu, mit kaltweißem Gesicht, hinter sich, jeder Nerv an ihr zuckte. Wie in Todesangst schmiegt sich ihre Finger in die seinen. Und mit großen, schreckstarrten Augen flüsterte sie: „Fried, ich glaube: er würde schrecklich sein, wenn er käme.“

Er blies durch die Zähne, während sie wieder von einem Frostschauer gerüttelt wurde und ihr geschmeidiger Leib sich näher an den seinen drängte. Er schien zu sagen: „Was soll er denn machen? Mir thut er nichts. In meinem kleinen Finger habe ich mehr Macht als der Hüne. Und übrigens ist's ja mein Recht.“ Dann legte sein Arm sich um den Nacken des Mädchens und in seiner Augentiefe lohte es auf. Seine Finger, in denen die ihren lagen, wurden kalt und ein Bittern durchtrann ihn, in dem seine Zähne leise aufeinanderstießen. „Komm!“ rief er aus und seine Finger krallten sich förmlich in ihren Nacken.

„Wohin?“

„Dort, — in den Wald, — wie wir wollten. Es ist schwül hier. Dort ist Schatten. Und ganz einsam um diese Stunde, — nie ein Mensch. Im Schloß sehen immer ein paar Duzend Augen auf uns — Tag und Nacht. Komm!“

„Fried!“ Es lag eine bebende Angst und ein heißes Flehen in dem Ruf: „Fried, nein, — laß uns nicht —“ Sie rang gegen ihn an, — vielleicht auch gegen sich selbst. Aber er ließ sie nicht. Sein heißer Athem strich über ihr Gesicht hin, seine Augen bohrten sich in die ihren. „Ich will's. Du bist mein. Komm!“ Er riß sie empor, ihre Arme verschlangen sich.

Da stand ein dunkler Schatten zwischen der Sonne und ihnen. Er war den Weg heraufgekommen, ohne daß sie es gewahrt hatten. Und nun stand er vor ihnen, die beiden geballten Fäuste erhoben, das Gesicht verzerrt vor Wuth und Empörung, bebend, mit glasigen Augen, nicht zu erkennen faßt.

„Waldemar!“ Der Schrei von den Lippen des Mädchens erzitterte in der stillen Sonnenluft. Sie wollte sich an ihn klammern, aber er schüttelte sie von sich, wie ein

lästiges, widriges Insekt. „Weg, Dirne! Mit Dir hab' ich nichts zu schaffen. Mit Dem hier hab' ich eine Rechnung auszugleichen.“ Und seine erhobene Faust fiel schwer auf die Stirn Gottfrieds, der furchtlos, mit einem fast mitleidigen Lächeln, dagestanden hatte, als sei er gefeit gegen Hieb und Stich. Und mehr sein maßloses, fassungloses Erstaunen als die Wucht des Faustschlages schien ihn zu Boden zu werfen. Er schrie nicht auf, er versuchte nicht, zu fliehen, er wagte keinerlei Gegenwehr, er stierte nur mit halb offenem Munde und vorquellenenden, entgeisterten Augen diesen vom Jähzorn zum Wahnsinn hingerrissenen Mann an, der sich an ihm vergrieff. Sprechen konnte er nicht, sonst hätte er ihm vielleicht zugerufen: „Du warest ja, weißt Du denn nicht, wer ich bin?“ Dies Eine erfüllte und durchdrang ihn so ganz, daß er seinen Schmerz, seine Rührung darüber kaum fühlte. Er angegriffen, — er zu Boden gemorfen! Er verstand Das nicht, die Welt drehte sich im Kreise um ihn.

Und Amélie schrie entsetzt auf: „Waldemar, — Du vergreifst Dich an Gottfried?“ Sie brach in die Knie neben ihm nieder. Sie hätte keinen Laut von sich gegeben, wenn dieser Rasende sie hätte tödten wollen. Jetzt, hier heulte sie auf vor Entsetzen. „Hab doch Erbarmen mit ihm — hab Erbarmen!“ wimmerte sie.

Aber ihr Heulen und Wimmern wurde überhört von seinem bedrohenden Lachen. „Zimmer noch — immer noch Erbarmen?“ Und seine Hand umkrampfte die Gurgel des vor ihm Liegenden, auf dessen Brust er kniete, und würgte und würgte sie, während er ausstieß: „Einmal muß es doch ein Ende haben, — einmal! Man kann doch nicht als der Schwache im Hause immer nur sündigen und sündigen, sich jede Schandthat erlauben, Verderber und Zerstörer jedes Glückes sein! Zu lange, zu lange ging Das schon. Jetzt auch Das noch —! Nein, jedes Recht hat seine Grenze auf Erden — jedes —“

Zimmer wilder stieß er die Worte zwischen den Zähnen heraus, während seine Finger immer fester zudrückten, die Augen ihm immer glasiger vorquollen und der Weiser ihm vom Munde floß, wie einem tollwüthigen Hunde. Es war ein grauenhafter Anblick. Und Gottfried regte sich nicht zu einem Versuche der Abwehr, — er so wenig wie Amélie. Zu plöblich war das Alles gekommen, zu ungeheuerlich war, was geschah. Nur einen einzigen, gelenden Hilferuf hatte das Mädchen ausgestoßen, aber er verhallte, wie vorher der Kusschrei seines Namens, von ihren Lippen, ohne daß eine andere Antwort darauf sich hören ließ als das Verächselnmettern droben im Blau. Gottfried hatte die Stunde gut gewählt. Und zum zweiten Male konnte sie nicht rufen, die Zunge versagte ihr den Dienst angesichts des Entsetzlichen, was da vor ihr geschah, und unter dem Eindruck der Worte, die vom Munde dieses Brudermörders brachen. Sie kauerte reglos, erstarrt da und erwartete, daß das Gericht nun auch an ihr sich vollziehe.

Aber Waldemar erhob sich, ohne sie zu beachten. Mit Dem da hatte er abrechnen wollen, — sie war ihm nichts als eine Dirne. Er hatte es ihr ja gesagt. Und nun ließ er sie allein neben dem Toten, der wie eine verunstaltete, widrig verzerrte Masse da mitten in der blühenden Frühlingswelt lag, und ging hin, um dem Gericht zu melden, daß er endlich einmal das Recht des Starken geltend gemacht und die Welt von einem lästigen und gefährlichen Insekt befreit habe. Und hoch über ihm im Blau trillerten die steigenden Lerchen.



Israels Sozialreform.

Herr Professor Georg Adler hat in der „Zukunft“ vom dreißigsten April über „Israels Sozialreform“ einen Artikel veröffentlicht, der im Interesse der historischen Wahrheit der Berichtigung und Ergänzung bedarf. Er hat die jüdische Sozialreform falsch beurtheilt, weil er sich allzu fest auf Julius Wellhausen stützt, dessen System, die altisraelitischen Geschichtsquellen zu behandeln, in der letzten Zeit sehr erschüttert worden ist; ferner berücksichtigt Herr Professor Adler gar nicht das nachbiblische Schriftthum, das für das Verständniß der Sozialreform im Judenthum ungemeinwichtig ist, viel wichtiger als die biblischen Schriften. Denn thatsächlich blieben während des Bestehens des ersten israelitischen Reiches alle auf die Herstellung einer gerechten sozialen Ordnung abzielenden Vorschriften der mosaischen Lehre ein frommer Wunsch, während die Thora nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil oder, richtiger, seit dem Eingreifen Esras (etwa 450 v. Chr.) für Israels religiöses und soziales Leben Norm geworden ist. Mit diesem Zeitpunkt hört aber die biblische Geschichte auf. Wir müssen uns deshalb mit der umfangreichen und reichhaltigen sogenannten rabbinischen — richtiger sopherischen — Literatur bekannt machen, wenn wir uns von der Wirklichkeit der mosaischen Sozialreform ein richtiges Bild verschaffen wollen.

Vor Allem muß hervorgehoben werden, daß man die mosaische Sozialreform, d. h. die sozialpolitischen Vorschriften, denen wir im Pentateuch begegnen, keineswegs, wie es vielfach irthümlich geschieht, etwa wie stilkunstliche Versuche eines „Weltverbessers“ behandeln darf. Der Pentateuch ist gewiß nicht das Produkt eines Utopisten, der sozialpolitische Brochüren schreiben wollte. Die mosaische Sozialreform ist aus dem Volk hervorgegangen und repräsentirt ein Stück Geschichte, sicherlich sogar ein Stück alter Geschichte, wie es Sprache und Form beweisen. Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß die in Betracht kommenden Sagen der mosaischen Bücher aus jener prähistorischen Zeit stammen, wo der Stammespartikularismus in Israel noch nicht überwunden war, wo die Israeliten, nach Renans Wort, noch Thesachiden waren und in zahllose kleine Gruppen zersplittert lebten. Innerhalb eines kleinen politischen Gemeinwesens, wo die Kultur noch in ihren Ursprüngen war, konnte jene soziale Ordnung herrschen, deren Ziel war, „daß kein Armer im Lande lebe.“ Später, als die politischen und sozialen Verhältnisse sich verändert hatten, klang Das wie ein Märchen aus alten Zeiten; jedenfalls schien eine solche soziale Ordnung undenkbar. Es war nun das Ideal der Propheten, diese Lehre, die in früheren Jahren unter anderen Verhältnissen bei einem Theil des Volkes gegolten hatte, künftig für ganz Israel zum Schutz der Armen und Enterbten zur Geltung zu bringen.

Die Thora war, wie eine unbefangene Untersuchung im Gegenjah zu Wellhausens Hypothesen ergibt, schon im Zeitalter des Propheten Amos bekannt. Darüber belehrt uns die Thatfache, daß dieser gegen Ende des neunten vorchristlichen Jahrhunderts lebende Prophet in seinen Reden an das Volk auf manche aus den mosaischen Büchern bekannte Begebenheiten anspielt. Daraus geht hervor, daß nicht nur der Prophet selbst mit dem Pentateuch bekannt war, sondern, was für uns viel wichtiger ist, solche Kenntniß auch beim Volk voraussetzen konnte. Die Thora war also in Israel nicht unbekannt; sie erfreute sich nur noch keiner

Autorität, obwohl sich die voregilischen Propheten bemühten, sie ihr zu verschaffen. Das ersehen wir aus einem Beispiel ganz klar. Der Prophet Jeremia beklagte sich mit Berufung auf die Thora über die in Judäa herrschende Sklaverei. Während nämlich die Hauptstadt bereits von Nebukadnezars Heer belagert war, gab die hart bedrängte judäische Bourgeoisie die hebräischen Sklaven frei, — wahrscheinlich, um die frei gewordenen Volksgenossen zum Kampf für das Vaterland zu begeistern. Kaum aber schien die Gefahr für kurze Zeit beseitigt, als bei den reichen Judäern der bürgerliche Egoismus wieder zum Vorschein kam; die eben frei Gewordenen mußten ins Sklavenjoch zurückkehren. Das tadelte Jeremia sehr heftig und citirte dabei die betreffende Vorschrift des Pentateuch. Daß die mosaische Sozialreform thatsächlich während des Bestehens des ersten Reiches praktisch niemals durchgeführt wurde und sich also auch weder bewähren noch als undurchführbar erweisen konnte, geht klar aus einer in den Pentateuch später hineingekommenen Glosse hervor. In der Strafanordnung für die Vernachlässigung der sinaitischen Lehre heißt es (3. Buch Moses 26, 33—35): „Und Euch werde ich zerstreuen unter die Völker und hinter Euch her das Schwert zücken. Und ist Euer Land eine Oede und sind Eure Städte eine Wüste: dann wird das Land sähnen seine Feiertage in all der Zeit der Verödung, während Ihr im Lande Eurer Feinde sein werdet; dann feiert das Land und sähnt seine Feiertage. All die Zeit seiner Verödung soll es feiern, was es nicht in Euren Feiertagen gefeiert, da Ihr darin gewohnt.“ Die „Feiertage“, die während der ganzen Zeit nicht gehalten wurden, bilden einen Theil der mosaischen Sozialreform.

Dagegen galt diese Lehre in ihrem vollen Umfange seit der Reorganisation, die das israelitische Volk während der Perserherrschaft durch Esra und noch mehr durch den rücksichtslosen und thatkräftigen Nehemia erfuhr. Seit der zweiten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts galt unstreitig die Thora als Staatsverfassung, wie der Koran bei den Bekennern des Islams. Seitdem that man immer in Israel, „wie geschrieben steht“, d. h. wie in dem „Buch der Lehre“ angeordnet ist. Und da trat die mosaische Sozialreform in volle Wirksamkeit. So wurde das Zinsnehmen, nicht also nur der Wucher, unter den Volksgenossen streng verpönt: Geld- und Waarenzins. Hauptsächlich kam der Waarenzins in Betracht, da bares Geld in jener Zeit wenig gebraucht wurde; sogar die Abgaben an den Staat wurden ja in natura entrichtet. Wohl aber konnte es einem Landmann leicht begegnen, daß seine Ernte durch den Hagel oder durch ein anderes Naturereigniß vernichtet wurde und er die Gefälligkeit eines Volksgenossen in Anspruch nehmen mußte, um Getreide für den Hausbedarf und für die nächste Aussaat zu entlehnen. In solchen Fällen war das Zinsnehmen untersagt, während in der voregilischen Epoche der Waarenwucherer schonungslos sein Geschäft machen konnte (Amos 8, 4—7). In der sophistischen Zeit wurde das Zinsnehmen, auch verschleiertester Zins oder jedes „Stäubchen von Zins“, wie es in der juristischen Terminologie hieß, untersagt und dieses Verbot auch streng durchgeführt.

In jedem siebenten Jahr sollte nach der mosaischen Lehre ein Brach- und Schaltjahr sein. Wie ich schon sagte, wurde die Verordnung in der voregilischen Zeit nie beachtet. Wohl aber galt sie in voller Strenge seit Esra. Da nun das Brachjahr pünktlich eingehalten wurde, so mußte es auch als Erloßjahr gelten,

so daß in diesem Jahr keine Schulden eingefordert werden durften; vom Erlassen der Schulden war aber nie die Rede.*) Denn wie sollte ein Landmann in einem Jahr ohne Ernte rückständige Schulden zurückzahlen können? Natürlich war es ihm nicht unterzagt, falls er doch bezahlen konnte und wollte, Zahlung zu leisten; die Gläubiger durften ihn nur nicht „drücken“. Später hat sich aber diese ursprünglich humane Satzung als dem wirtschaftlich Schwachen schädlich erwiesen; man wollte ihm eben unmittelbar vor Anbruch des Brachjahres keinen Kredit gewähren. Unter solchen Umständen hielt es der ältere Hillel — bekanntlich ein älterer Zeitgenosse Jesu — für geboten, eine neue Verordnung zu erlassen, wonach der Gläubiger seine Forderung, auch wenn sie noch nicht fällig war, noch vor Beginn des Erlassjahres dem Gericht übergeben durfte, das sie zu jeder Zeit eintreiben konnte. Die mosaische Satzung wurde also, nachdem sie etwa 450 Jahre gegolten hatte, unter den veränderten Verhältnissen aufgehoben. Bald darauf mußte auch das Brachjahr gänzlich aufgehoben werden. An diesen Maßregeln war aber hauptsächlich die Admireherrschaft schuldig, da der Israelit seitdem nicht mehr Herr in der eigenen Heimath war und, um die drückende Steuerlast erschwingen zu können, sogar von den Satzungen der Thora abweichen mußte.

Andero war es um das „Jubeljahr“ bestellt, das alle fünfzig Jahre gefeiert wurde und in dem jeder im Lauf der Jahre verkaufte Grundbesitz (mit Ausnahme der Häuser in den befestigten Städten) dem ursprünglichen Eigenthümer oder dessen Erben zurückgegeben werden sollte. In prähistorischer Zeit mag diese Bestimmung in irgend einem kleinen Stamm gegolten haben; seit Israel aber ein größeres politisches Gemeinwesen bildete, war sie unhaltbar. In der That wurde das Jubeljahr in der angegebenen Weise niemals gehalten. Im sapheirischen Zeitalter, als man sonst in Israel Alles, „wie geschrieben steht“, that, rechtfertigte man dieses Abweichen von der Heiligen Schrift damit, daß jene Verordnung nach dem Wortlaut der sinaitischen Lehre nur Geltung hätte, falls sämtliche israelitische Stämme in der palästinensischen Heimath lebten. Das passe nicht auf die nachexilische Zeit und deshalb sei das Jubeljahr nicht mehr einzuhalten.

Uebrigens ist es unrichtig, anzunehmen, die Vernichtung des freien Bauernstandes wäre verhindert worden, wenn das Jubeljahr in Wirklichkeit geblieben wäre. Ein noch größerer Feind des freien Bauernstandes ist die Zersplitterung des Kleinbäuerlichen Besitzes durch Erbtheilung. Dieser Gefahr wurde in der mosaischen Sozialreform dadurch wirksam entgegengewirkt, daß erstens Töchter nur dann erben, wenn keine direkten männlichen Erben vorhanden waren, daß zweitens die überlebende Ehegattin nur auf eine Verpflegung in natura Anspruch hatte und daß drittens der Erstgeborene zwei Antheile am Nachlaß erhielt. Der freie Bauernstand hat sich auch im jüdischen Volk lange genug erhalten. Die Lage des Landmannes wie überhaupt die soziale Lage in Israel war bis zur

*) Ich muß da ein altes Mißverständnis aufklären. Man spricht immer von einem Erlassjahr; thatsächlich handelte es sich nur um ein Moratorium, darum, daß im Brachjahr Schulden nicht eingefordert werden durften. Der hebräische Ausdruck „Schamot“, wie es im fünften Buch Moses 15, 2 heißt, hat eben die Bedeutung: „sich enthalten“, nicht aber: „erlassen“. Auch die Mischnah spricht lediglich von „stunden“ (moschamot).

Römerherrschaft durchaus günstig. Von der Mitte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts bis zur Zeit der Römerherrschaft gab es keine sozialen Kämpfe im jüdischen Volk. Die römischen Landpfleger fanden in Palästina ein wohlhabendes Volk, das sie freilich gründlich auszuplündern verstanden. Ein sinnreicher Ausspruch der Agadah lautet: „Wer sich durch eine Dornenhecke arbeiten muß, Dem begegnet es, daß, während er sich an der einen Seite loszumachen bestrebt ist, er mit den Kleidern an der anderen Seite hängen bleibt. So ergeht es uns unter der Herrschaft Ghaas (Roms): man hat kaum die Grundsteuer gezahlt, so wird schon das Kopfgeld eingefordert; und während das Kopfgeld eingetrieben wird, kommt schon der Tributegefator!“

Die angeführten Thatfachen zeigen, daß Israels Sozialreform viele Jahrhunderte lang thatächlich bestanden und sich vielfach auch bewährt hat. Sie war aber nur wirksam in Verbindung mit einer zweckmäßigen Armenpflege, einer humanen Gesetzgebung und Civilprozeßordnung; auch wirkten die Strafgesetze und der Strafvollzug im Sinne der sozialen Gerechtigkeit.

Dr. S. Bernfeld.

Darauf erwidert Herr Professor Adler:

Daß die jüdischen Sozialgesetze je in voller Geltung gestanden haben, wie Herr Dr. Bernfeld annimmt, ist eine unbewiesene Hypothese. Meine entgegengesetzte Ansicht deckt sich mit den Vehrmeinungen der ersten lebenden Historiker dieses Gebietes. Ich verweise, außer auf Wellhausen, vor Allem auf den strasburger Professor W. Nowak, der in seinem Buch über „die sozialen Probleme in Israel“ genau zu den selben Resultaten kommt wie ich.

Professor Georg Adler.



Selbstanzeigen.

Die vlämische Bewegung. Hans Küstendörfer in Weimar.

Es ist immer interessant, eine Völkerverbewegung zu studiren. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, die Beziehungen zwischen den Vlamländern und den Wallonen in Belgien zu untersuchen und die Frage nach der Herkunft der Vlamen, nach ihrer Sprache und Literatur, zu beantworten; ich habe aber auch in allgemeinen Umrissen ein politisches Zukunftsbild gezeichnet, von dem ich glaube, daß es alle Politiker zum Nachdenken anregen muß. Die Forderungen, die ich stelle, haben auf vlämischem Boden selbst viel Widerspruch erfahren. Namentlich hat sich ein Advokat, Herr Prayon van Zuylen, die Mühe gegeben, in zwei großen Gegenschriften gegen mich zu polemisiren. Aber ich gestehe, daß ich mich dadurch nicht veranlaßt sehen kann, meine Ansichten fallen zu lassen; und ich glaube, wer meine Schrift ohne Voreingenommenheit aufmerksam liest, wird mir beipflichten. Wenn mehrere Völkerschaften, die auf dem selben Boden wohnen, sich über manche Dinge nicht einigen können, weil jede in ihren Forderungen zu weit geht, so ist es manchmal von Nutzen, wenn es möglich ist, die streitigen Punkte zu Gunsten keines der beiden Kämpfenden zu entscheiden. Nehmen wir als ein Beispiel die schwierigen Sprachverhältnisse in Oesterreich. In der Bukowina ist Deutsch die Staatsprache, weil es unmöglich erscheint, bei den dortigen Völkerschaften gleiche

sprachliche Rechte durchzuführen. Die Landesuniversität ist dort deutsch, das Meer ist deutsch. Nehulich wäre es ein Gewinn für Belgien, wenn sich die „Flaminganten“ entschließen könnten, dem Hochdeutschen gewisse Zugeständnisse zu machen, nachdem man ein — vom politischen und ökonomischen Standpunkte unbedingt nöthiges — Bündniß mit dem Reich geschlossen hat. Die Flaminganten wollen sich nicht französisch kommandiren lassen, die Wallonen natürlich eben so wenig vlämisch: da wäre doch die Einführung der deutschen Kommandosprache ein naheliegendes Auskunftsmittel. Aber einer solchen Selbstbeschränkung sind die Herren vom Schläge eines Prayon von Zahlen nicht fähig. Sie sehen in ihrer doktrinären demokratischen Kirchthurmspolitik Alles, was aus Deutschland kommt, mit scheelen Augen an. Sie fühlen instinktiv, daß im Reiche noch konservative Kräfte schlummern, die einst eine Rolle spielen könnten, wenn Sozialismus und Anarchismus nach dem Abwirthschaften der Bourgeoisie um die Herrschaft ringen. Wir leben in einer gährenden Zeit und die blinde Leidenschaft der Parteiwuth zerstört oft in einem einzigen Tage die geistigen Anstrengungen früherer Generationen. Da sehnt man sich von den üben Debatten unwissender Eintagspolitiker nach einer Festsetzung großer Prinzipien, nach denen allein Staaten auf die Dauer gelenkt werden können. In meiner Schrift über die vlämische Bevorgung, die eine Fortsetzung meiner Reformschrift über den Unterricht bildet, habe ich Material zur großen Politik der Zukunft gegeben. Ich überlasse ruhig den Gelehrten die gerechte Beurtheilung. Von dem Zetergeschrei kleinlicher Tagespolitiker und geistiger Klopffechter werde ich mich nie beirren lassen.

Brüssel.

Harald Arjuna Grævell van Jostenoode.



Schule und Erziehung. Wien, Hans Fehlinger.

Trotzdem Oesterreich mit seinem Reichs-Volksschulgesetz, das scheinbar zu den besten gezählt werden kann, in den Reihen der Kulturstaaten als einer der ersten glänzen will, sind die pädagogischen Verhältnisse in diesem Reich die schlechtesten, die man sich vorzustellen vermag. Schuld an diesen widerigen Zuständen trägt zunächst die willkürliche Auslegung des genannten, seit nahezu drei Jahrzehnten bestehenden Gesetzes, ferner das soziale Elend in unserem schönen Oesterreich, das die Lehrer verhungern läßt und die darbedenden Eltern zwingt, ihre Kinder dem Unterricht und der Erziehung zu entreißen und sie der Fabrik- und Hausindustrie zuzuführen. Nicht weniger schädlich für das Unterrichtswesen ist das Vorrecht der Wohlhabenden, das Reichs-Volksschulgesetz ignoriren oder mißbrauchen zu dürfen. In meiner Brochure suchte ich diese traurigen Thatfachen vollstänlich darzustellen. Leider aber machte mir die wiener Staatsanwaltschaft einen Strich durch die Rechnung, da sie das Büchlein wegen zweier das Verhältniß des Militarismus zur Schule und zum Lehrkörper berührenden Stellen konfiszirte.

Louis Feldenwerk.



Aus dem Sattel geplaudert und Anderes. Berlin W. 1898. Militär-Verlagsanstalt Röhnerstr. 22.

Dies Buch ist aus militärischem Boden hervor und darüber hinaus

gewachsen; in den vier symphonischen Weltbildern Frühling, Sommer, Herbst und Winter wachsen mir das soldatische Jahr, das Jahr in der Natur und im Völkerverleben zusammen, so daß in diesem Zusammenhange Einsiedlungen von Horaz und Wagner mir erlaubt, ja geboten erschienen. Die Aphorismen „Aus dem Sattel geplaubert“, die sich in erster Linie an Pferdeverständige wenden, haben ebenfalls noch einen tieferen Sinn, da sie die Beziehungen des Herrschers zum Beherrschten, des Einzelnen zur Masse symbolisiren. Zwei Reiterlieder, „Zeyblig“ und „Ziethen“, beginnen und beschließen mein Buch.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski.



Kovalis' Lyrik. Georg Meißel's Verlag. Oppeln, 1898.

Ich versuche in diesem Werk, dem größten Lyriker der ersten Romantik auf seinem eigensten Felde näherzukommen. Auf streng philologischer Grundlage fußt das Gebäude, das zu errichten ich mich bemühte. Ich glaubte, die Klärungsarbeit nicht scheuen zu sollen, wenn ich als Baumeister über sie hinausgehen wollte. Die große Streitfrage nach der Datirung der berühmten Hymnen an die Nacht, eine Frage, die starken Einfluß auf die Gestaltung der Kovalis-Biographie ausübt, wird auf psychologischem Wege, daneben aber auf Grund neuer Quellenkunde zu beantworten versucht. Ich komme über diese vielgepriesene romantische Dichtung dabei zu einem Urtheil, mit dem ich heute noch allein stehe. Eine Betrachtung der geistlichen Lieder schließt sich daran. Ihr protestantisch-christlicher Charakter wird gegen die Literaturhistoriker verfochten, die darin einen reinen Pantheismus oder katholisch-kyrkliche Anschauungen entdecken wollen. Der überschätzte Einfluß der Reden Schleiermachers wird auf sein geringes Maß zurückgeführt und die Entstehung der Marienlieder aus dem „Osterdingen“ nachgewiesen. Hierauf folgt eine kritische Untersuchung der Osterdingen-Lieder. Die einzelnen Gedichte werden zum ersten Male nach Art und Herkunft betrachtet. Ein viertes Kapitel bespricht die vermischten Gedichte und Jugendlieder, ordnet und datirt sie, giebt neue literarische Nachweise und leitet zum Schlußwort über, das eine zusammenfassende Charakteristik und den Einfluß der Dichtung Kovalis' auf die Weltliteratur auch dem nichtfachmännischen Leser zu vermitteln trachtet. Für den Literaturhistoriker ist ein Kapitel genauester Nachweise und Anmerkungen, eine Tabelle der verschiedenen Drucke, eine vollständige Bibliographie angeschlossen. Bestrebt war ich, vom Einzelfall den Blick stets zum Allgemeinen zu erheben, in dem größten Dichter der Romantik die Art und Entwicklung der ganzen Epoche zu spiegeln, Beiträge zur Psychologie der Lyrik zu geben, von der einzelnen Dichtung hier und da auszuspringen nach den stofflich ähnlichen Poesien der deutschen Literatur, um in der verschiedenen Auffassung und Behandlung die markanten Unterschiede der Persönlichkeiten und Epochen zu erkennen. Deshalb wünsche ich, daß mein Büchlein vielleicht auch Lesern in die Hand käme, die sich mehr aus Liebhaberei als aus Beruf mit der noch immer unbekanntesten Periode der neueren deutschen Dichtung beschäftigen wollen

Dr. Karl Basse.



Zwischen Gruben und Banken.

Dolle, Getreide, Hopfen, Tabak, Wein: in dieser Reihenfolge sind die verschiedenen Waarengebiete von den Geldgebern, den Banken, zu versorgen. In diesem Jahr disponirt man früher als sonst, weil die Baarmittel noch knapper zu werden scheinen. Eine seltsame Zeit, wo London immer mehr, Berlin immer weniger Geld flüssig hat; es ist, als ob die Quellen reichlicher fließen und dennoch die von ihnen sonst gespeisten Bäche austrockneten. An dem selben Tage, wo der Reichsbankausweis wider alles Erwarten beträchtliche Erleichterungen zeigte, versteifte sich der Privatdiskont in Berlin. Das Gerücht, die russische Regierung habe einen Theil ihrer Guthaben zurückgezogen, läßt vermuten, daß die großen Firmen, die mit Petersburg Finanzgeschäfte machen, heute nicht sehr abundant sind; die berliner Telephondamen werden wissen, wie oft sie sonst wegen täglichen Geldes gerade diese Firmen anzuklingeln haben. Da man an der größten deutschen Börse diesmal aber schon am Zehnten des Monats für den Ultimo und dessen Geldknappheit fürchtete, werden die Umsätze wohl so vorjorglich beobachtet werden, das schließlich Alles wieder glatt verläuft. Ein Theil der berliner Börse ist ja immer „knapp“: die Schaar der Leute, die durch das Reformgesetz aus dem Geschäftsverkehr geworfen wurden und unter denen es üblich ist, einander für den Tagesbedarf mit zwanzig Mark auszuhelfen. Etwas lebhafter wurden die Umsätze erst wieder, als plötzlich für Bankaktien Meinung hervortrat. Der Impuls kam diesmal von Wien und Pest, wo man den Gewinn- und Verlustverhältnissen der deutschen Banken ferner steht als bei uns. Besonders die ungarische Hauptstadt arbeitet sehr lebhaft mit Berlin; und da die Magyaren, wenn nicht ein Hagelschlag dazwischen fährt, auf eine glänzende Ernte rechnen dürfen, hat ihr gewöhnlicher Optimismus sich noch gesteigert. Eine Weile wurden von Wien aus sehr ungünstige Saatenstandsberichte hinaus telegraphirt, bis dann die Staatsbahnkäufe von guter Hand dem Zweck der Täuschung verriethen.

Seit dem Schwinden unserer einstigen Spekulation ist es aber nicht mehr leicht, für zwei Gebiete zugleich die Gemüther zu entflammen, und so mußte zunächst der Montanmarkt an Interesse verlieren. Das geschah — vielleicht nicht ganz ohne Nachhilfe — in dem Augenblick, wo der dritte Quartalsausweis der Laurahütte bekannt wurde. Dieser Bericht ist namentlich in Bezug auf die weitere Ueberbeschäftigung ja glänzend, aber er hätte, wenn die Haussiers mitreden dürften, noch mehr nach dem hochgetriebenen Aktienkurs stilisirt werden müssen. Da Das unterblieben war, trat schnell für fast alle Hüttenaktien ein Umschwung ein, wie etwa in den Launen einer verliebten Frau. Und doch sind die Aussichten für die deutsche Eisenindustrie ungemein günstig und es ist kaum zu übersehen, wie all die neue Arbeit bewältigt werden soll. Freilich können die nöthig werdenden Erweiterungen an sich noch nicht anregen, denn es giebt in Schlesien z. B. Montanröhren, deren Reizung, viel und theuer zu bauen, oft erörtert wurde.

Anderer Ursachen bewirkten die gleichzeitige Verstimmung gegen Kohlenaktien; der große Profit, der uns aus der hartnäckigen Fortsetzung des wallisischen Grubenstrikes zufließt, blieb dabei unbeachtet. Aber die Börse wurde zur Abwechslung einmal sozialpolitisch. Nach dem Unglück auf der Zeche „Westfalia“ hörte man von ausgedehnten Sicherheitsmaßregeln, die künftig verlangt werden sollten, und

die Börse vermuthete, auch für alle übrigen Zechen werde solche Strenge geplant. Erstens aber haben nicht alle Gruben, die im Besitz von Aktiengesellschaften sind, die selben örtlichen Vorbedingungen; und zweitens pflegen die preussischen Bergbehörden nicht ohne sehr triftige Gründe den Wunsch nach kostspieligen Anlagen auszudrücken. Zwar wird in den Organen der Grubenbesitzer schon seit Jahren auf das freie England hingewiesen, wo angeblich nicht solche Sicherheiten wie bei uns für die Bergwerke verlangt werden; aber diese „Unkosten“ waren noch immer zu ertragen. Auch wird der Fiskus an der Saar schon dafür sorgen, daß den eigenen Gruben nicht zu schwere Lasten auferlegt werden; und man kann diese Gruben doch schließlich nicht besser behandeln als die Ruhrzechen.

Besondere Aufmerksamkeit erregte der Zwischenfall bei der Georg-Marien-Hütte, die eine außerordentliche Generalversammlung berief und unter geringem Widerspruch die Schließung des Kohlenbergwerkes am Piesberge genehmigen ließ. Dieser Gruben- und Steinbruchbesitz wurde der Stadt Osnabrück vor neun Jahren für 3½ Millionen Mark abgekauft; er brachte noch im vorigen Jahr eine Tagesförderung von 700 Tons und der Vermögensstand wurde laut letzter Bilanz mit 3676 753 Mark gebucht. Wenn man sich durch die Gutachten über die Gefahr der Wasserzuflüsse und durch die Rentabilitätsberechnung hindurchgelesen hat, so gefestigt sich zu der Bestimmung über die Unsicherheit alles Menschenwerkes gegen Elementarzufälle noch das Bedenken, wie sich die Arbeiterverhältnisse gestalten werden. Sozialistische und katholische Elemente mischen sich da so merkwürdig, daß der Börse die Frage entstand, ob dieser Zustand auf die Marienhütte beschränkt sei oder doch bleiben könne. Es handelte sich um, wie die Direktion erklärt, dringende Entwässerungsarbeiten, zu deren Bewältigung acht katholische (nicht gesetzliche) Feiertage, abweichend vom sonstigen Gebrauch, benützt werden sollten. Das Resultat des Briefwechsels mit bischöflichen und staatlichen Behörden, der Kundigungen u. i. w. war eine Solidaritätserklärung sehr vieler Arbeiter; nach der Entlassung von 333 Mann begannen 700 Hochofen- und Werkstättenarbeiter und 340 Steinbruchseher in später Nachtstunde den Strike. Die Hütte mußte sofort ihre Hochofene dämpfen. Deshalb wird nun gutachtlich die Einstellung des Betriebes am Piesberge angerathen, trotzdem dort noch ein Kohlenquantum von etwa 5½ Millionen Tons zu fördern ist. Nur eine Erhöhung der Förderung würde den Betrieb bei wachsenden Wasserhaltungskosten rentabel machen. Diese Dinge haben dem Publikum wieder die Gefahren des Bergbaues vor Augen geführt und der Vorstand selbst mußte erklären: „Beider hat bezüglich der Hauptfrage, ob und welche Zunahme des Wassers zu erwarten sein wird, ein bestimmtes Urtheil nicht gefällt werden können, so daß in dieser Hinsicht für eine sichere Rechnung unbedingt zuverlässige Voraussetzungen fehlen.“

Als die Börse sich von Bergwerksvertheilen abzuwenden begann, wurden die anderen Magnete wieder hervorgeholt: die Bankaktien. Die Geschäfte, um die es sich dabei handeln kann, werden freilich insofern übertrieben, als sie gewöhnlich mehrmals in die Welt hinaus telegraphirt werden. So wurde z. B. über das Patent Kernitz jetzt wieder Allerlei gemeldet; man braucht aber nicht zu glauben, die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft habe dem göttinger Professor wirklich im Voraus fünf Millionen bezahlt. Zwar soll jetzt auch Voewe dabei betheilt sein, aber fünf Millionen sind eine hübsche Summe. Voewe und die Elektrizitätsgesellschaft Union

machen ihre Geschäfte jetzt mit der Dresdener Bank in Rußland, mit der Diskontogesellschaft und der Ungarischen Kreditbank in Italien. Einstweilen kommt die neue Trustringesellschaft in Rom uns noch recht klein vor; aber die italienischen Kapitalisten pflegen erstens die Werthe ihrer Besehungs- und Krastanlagen selbst zu kaufen; und zweitens geht in keinem Lande das Aegypten besser als in Italien. Auf dieses Land verweisen auch die Kalcium-Karbidfabrikanten, wenn sie gefragt werden, wohin sie mit all ihrer Waare wollen. Die Diskontogesellschaft ist auch an den neueren Druckluftmeldungen interessiert. Die Elektrizität der pariser Compagnie rentirte schon im vorigen Jahr, diesmal soll das Selbe auch von der Druckluft gelten. Beide Betriebe aber passen nicht mehr zusammen und so ist eine Trennung geplant, die natürlich scheinbar eine Kapitalreduktion bewirkt. Herr Victor Vopp, dieser Trost soll hier nicht unterschlagen werden, hat mit der ganzen Sache nichts mehr zu thun. Auch die Meldung vom Näherrücken des Abschlusses mit Brasilien nähete den Diskontokommandit. Brasilien ist gewiß ein aussichtreiches Land; die Banksprache kann aber das ganze Fundirungsprojekt in die Worte zusammenfassen: Der londoner Rothschild läuft seinem Gelde nach. Er ist ein Hauptgläubiger und will nun seine Sicherheiten. Ob auch Portugal jetzt in der Gity Geld bekommt? Vielleicht, — zum Dank für gewisse Freundlichkeiten in Afrika.

Viel besprochen wurde die Konversion der sogenannten Gruppentürken. Wie ich höre, gingen fast alle bisherigen Verhandlungen von berliner Finanzleuten zweiten und dritten Ranges aus. Die entscheidenden Mächte, die Ottomanbank und die Deutsche Bank, haben noch keine Neigung dazu gezeigt; aber der Festigkeit des Herrn Siemens scheint nicht überall recht getraut zu werden. Die Gründe gegen die Konversion sind ziemlich klar. Achtzehn Jahre sind vergangen, seit das Publikum die einprozentigen Türken besitz, und alle Stürme haben den Dienst nicht gefährdet. Der Kurs ist 18 bis vielleicht 24; was könnte also in schlimmen Zeiten daran verloren werden? Sinkt der Kurs um ein paar Prozent, so kauft man wieder billig. Ist aber die Konversion durchgeführt, so giebt es einen vierprozentigen Bond, an dem nur einmal verdient wird. Der Kurs geht auf Paris, auf 150 steigt er nicht, wohl aber könnte er bei einem allgemeinen Bursendruck leicht einmal um 50 Prozent fallen. Auch mit der Erhöhung der Trefferquote bei Türkenloosen haben die Leute zu thun, die ein großes Paket einst niedrig gekauft haben. Doch haben sich aus den Ueberschüssen zwischen 1 und 1½ Prozent etwa 700000 Pfund angeammelt und nun drängt das Konsortium auf vertragsmäßige Amortisation, alio Kauf der Loose, wobei natürlich der Kurs steigen und das große Paket an den Mann gebracht werden könnte. In Kleinasien kosten noch einige strategische Bahnen Geld. Dem Ansehen der Ottomanbank hat es genügt, daß sie die Linie Saloniki-Degetsch ein Jahr vor dem Fälligkeitstermin fertig hatte und beim Ausbruch des Krieges die Soldaten nach Thessalien schaffen konnte. An den Rücklauf der türkischen Bahnen ist für die nächsten Jahre noch nicht zu denken. Der Kredit der Türkei ist bei der Hochfinanz ungeschmälert; sie bezahlt eben immer. Im vorigen Jahr wollte ihr sogar eine Gruppe, der auch die Deutsche Bank angehörte, die ganze Kriegsschuld vorschleusen, die Rußland noch zu erhalten hatte. Man war in Petersburg nicht wenig entsetzt, als der Sultan die sofortige Gesamtzahlung in Aussicht stellte, und lehnte dringend ab. Jetzt drängen die Russen wieder, um, wie gewöhnlich, neue Zugeständnisse zu erlangen. Dieses hübsche Spiel kennen wir schon recht lange. Pluto.

Was lehrt Leiter?

Non allen an den Terminbörsen in Terminwaare gemachten Geschäften werden mehr als 95 Prozent weder geliefert noch empfangen, sondern durch einfache Zahlung der darauf ruhenden Differenz erledigt. An den amerikanischen Börsen betragen die erledigten Geschäfte mehr als 98 Prozent. Da bei allen Differenzgeschäften stets der Eine eben so viel verliert, wie der Andere gewinnt, so mußte sich mit der Zeit zwischen den Parteien ein Kampf entwickeln, der mit kaufmännischem Gebahren keine Ähnlichkeit mehr hat. Waarenkenntniß ist an der Börse wertlos, Rundschaft giebt es nicht, Vorsicht im Nehmen und Geben von Kredit ist unnötig, denn es existirt weder ein Kredit, noch weiß man gewöhnlich beim Abschluß, von wem man kauft oder an wen man verkauft. Die Börsenwissenschaft besteht darin, vorauszusehen, ob die Verkäufer liefern werden, liefern können oder nicht und ob die Käufer die Absicht haben, zu beziehen oder nicht; nur danach kann man seinen eigenen Plan einrichten.

Die einfachste und gefahrloseste Manipulation auf dem Terminmarkt ist der künstliche Preisdruck. Man verkauft große Quantitäten in Blanko, schafft einen Theil heran und benützt, weil Niemand die Waare haben will, den dadurch entstehenden Druck zur Deckung des ganzen verkauften Quantums. Dieser künstliche Preisdruck wird an allen Börsen ausgeübt, so lange gute Ernten einen Getreidemangel nicht befürchten lassen. Neun Zehntel aller großen amerikanischen „Operators“ sind Baissiers: Leute, die sich nur wohl fühlen, wenn sie einige Millionen Bushels „short“ sind, weil sie genau wissen, wie gefahrlos Das für sie ist, während selbst mit einem kleinen Engagement à la hausse sie das Gefühl haben, eine Dummheit zu begehen. Die amerikanischen „Elevator Owners“, die europäischen „Arbitrageure“ gehören in die selbe Kategorie; sie Alle ziehen, wenn die Baissie nicht gutwillig und von selbst kommen will, die nöthige Waare heran, um den Preisdruck künstlich zu erzeugen.

Das Gegentheil der künstlichen Baissie und gleichzeitig die einzige Gefahr, die dem Blankoverkäufer droht, ist der Corner (die künstlich erzwungene Pause). Nichts wäre aber verkehrter, als zu glauben, daß Eine bilde ein Gegengewicht gegen das Andere. Die künstliche Depression kann man mit jedem Quantum machen; bei dem Corner muß man darauf vorbereitet sein, alle Waare, die die Verkäufer herbeischaffen können, aufzunehmen. Bei der künstlichen Depression wird die verkaufte Waare einfach abgeliefert; beim Corner bleibt die gekaufte Waare im Besitze Deffen, der den Corner unternimmt, und oft hat die Realisation dieser Getreidemassen dem Besitzer größeren Verlust gebracht, als er bei selbst glücklich durchgeführtem Corner Gewinn einbringen konnte. Daraus muß folgen, daß von einem Gegengewicht gar keine Rede sein kann; in Wirklichkeit kommt der Corner nur vor, wenn ungünstige Ernten ohnehin eine Haussebewegung rechtfertigen. Der Corner accentuirt also eine Haussebewegung, indem er die auf eine natürliche Weise in die Höhe gegangenen Preise ins Ungemessene und Schwindelhafte steigert, während die künstliche Depression die natürliche Flauheit in Folge guter Ernten bis zur Entwerthung der Waare verschlimmert.

Joseph Leiters Weizencorner im Jahre 1897/98 ist der erste amerikanische Weizencorner seit dem Jahre 1888. Damals trieb Hutchinsohn den September-

weizen in Chicago von 89 $\frac{3}{4}$ Cents per Bushel auf 98 Cents am fünfundschwanzigsten September und auf 200 Cents bei der Liquidation. Während aber Hutchinson seinen Erfolg nur der Ueberrumpelung der Verkäufer verdankte, die er bis zum letzten Augenblicke im Zweifel ließ, ob er die gekaufte Waare wirklich übernehmen werde, hat Veiter aus seiner Absicht, die Waare zu übernehmen, niemals ein Geht gemacht. Im Dezember 1897 wurde ihm das auf diesen Monat gekaufte ganze Weizenquantum abgeliefert, ungefähr 10 Millionen Bushel, die er übernahm und bezahlte. Die Leute, die unter diesen Umständen den Muth fanden, Maiweizen zu verkaufen, ohne solchen zu besitzen, und so die Durchführung eines richtigen Corners ermöglichten, haben sich die Folgen selbst zuzuschreiben. Jedenfalls ist die ganze Operation Veiters nicht als ein hinterlistiger Corner, sondern mehr als eine gigantische Hausspekulation anzusehen, die in Folge der europäischen Missernten gelang und die mißglückt wäre, wenn die Welt so viel Ueberschuß an Weizen gehabt hätte, um Veiter den seinen auf dem Rücken zu lassen. So können wir verstehen, daß Alle, die aus der großen Preissteigerung Nutzen zogen, namentlich die amerikanischen Landwirthe, mit Veiter sympathisiren. Wir bekämpfen das System, nicht die Personen, die es ausnützen. Und weil alle Argumente gegen den Getreide-Terminhandel nicht im Stande sind, die ganze Erbärmlichkeit und Armseligkeit dieses Systems besser zu entlarven als dieser Corner, so ist uns Veiter als ein unbewußter Mitstreiter im Kampfe für die Abschaffung der Terminbörsen willkommen.

Angenommen, es existirte kein Terminmarkt und Veiter hätte beabsichtigt, ein beliebiges Quantum Weizen auf Lieferung zu kaufen, um es mit Nutzen wieder zu verkaufen. Da Geschäfte in Getreide auf Lieferung (außerhalb des Terminmarktes) sich stets unter der Voraussetzung vollziehen, daß die gekaufte Waare geliefert und empfangen wird, wäre es ihm schon gar nicht möglich gewesen, 10 Millionen Bushels einzukaufen, ohne selbst die Preise gehörig in die Höhe zu treiben. Dann hätte ihm, nachdem er das gekaufte Quantum geliefert bekommen, lediglich der Konsum als Käufer seines Weizens gegenübergestanden, nicht aber die Verkäufer, die, weil sie nicht zu liefern im Stande waren, den Realisationspreis von 175 Cents annehmen mußten, den er ihnen diktirte. Der Konsum hat die schwindelhaften Preise von 175 Cents niemals mitgemacht; die höchsten in Europa bezahlten Preise — am zehnten Mai — entsprechen einem Kurs von 120 Cents in Chicago; und diese Preise wurden auch nur unter dem Eindruck des amerikanischen Corners eine ganz kurze Zeit bewilligt. Es ist demnach anzunehmen, daß Veiter ohne Terminbörse mit seiner Operation à la hausse wohl auch ein ganz gutes Geschäft gemacht hätte, weil eine Haussbewegung in Folge der europäischen Missernten begründet war, daß er aber nicht den zehnten Theil des Nutzens gehabt hätte, den er mit Hilfe des „Systems“ aus den Taschen der Blankoverkäufer zog.

Eine gute Seite dieses Corners will ich nicht unerwähnt lassen. Durch die Manipulationen, die im September 1897 begannen, um am einunddreißigsten Mai 1898 zu enden, wurde das ganze sogenannte „legitime“ Termingeschäft lahmgelegt. Niemand wagte mehr, an der Börse Deckung zu nehmen; diese ganze wunderbare Deckungstheorie hatte praktisch aufgehört, zu existiren. Wo hätte irgend ein Getreidehändler der Welt auch Deckung nehmen sollen? In New-York und

Chicago konnte man sich mit solcher „Asssekuranz“ über Nacht ruiniren, in Wien und Budapest war es nicht besser, Paris und Amsterdam sind keine Weltmärkte, sondern armsüßige kleine Spielbuden. In Liverpool aber ist Terminweizen amerikanischer Nr. 2 Red Winter Wheat und davon existirten weder in England noch in Amerika ganze 10000 Tons disponibler Vorräthe. Es war also unmöglich, Deckung zu nehmen, und diese Unmöglichkeit hat viele Getreideinhaber gezwungen, wider Willen zu verdienen. Leider war dieser natürliche und schöne Zustand nicht von Dauer. Kaum ist der Corner zu Ende, da loßt die Sonne die Blankoverkäufer hervor; der Konsum, der während der Hauffebewegung tüchtig einkaufte, kann einige Wochen mit neuen Käufen zuwarten und die geungünstigten Getreideinhaber suchen ihr Risiko wieder an den amerikanischen Börsen zu decken. Ist es wunderbar, daß unter diesen Umständen der Termin zusammenbricht? Amerika geht herunter, heißt es, wenn die Kurse von drüben niedriger kommen; aber sind es nicht die Europäer, die die Baiffe machen? Vom fünfzehnten Mai bis zum zehnten Juni hat Europa über 50 Millionen Bushels September- und Dezemberweizen in Chicago und New-York als „Deckung“ verkauft. Ist es nicht das hochberühmte Deckungssystem, das die Preise zu Boden schmettert?

Der Weizenkonsum der europäischen Importländer beträgt 150 Millionen Quarters im Jahr, die europäischen Exportländer konsumiren 75 Millionen, die außereuropäischen Länder 75 Millionen, der Gesamtkonsum der Welt beträgt demnach 300 Millionen Quarters. Von diesen 300 Millionen Quarters, die nach der Ernte auf der Welt vorhanden sind, übernimmt die legitime Spekulation, d. h. der Bäcker, der Müller und der Getreidehändler, im Durchschnitt kontinuierlich noch nicht den zehnten Theil, etwa 30 Millionen Quarters. Von diesen 30 Millionen Quarters wird zeitweilig höchstens der vierte Theil auf die Terminbörse abgeladen, d. h. auf die illegitime Spekulation, Schneider, Schuster, Handschuhmacher und sonstige Börsenspekulanten. Das ganze Risiko der übrigen 270 Millionen Quarters bleibt auf den Schultern der Landwirtschaft, bis es allmählich im Konsum verschwindet.

Weiters ganzes Engagement erreichte keine zwei Millionen Quarters. Mit diesem Quantum war er im Stande, das ganze Jahr hindurch den Weizenpreis auf etwa 100 Cents per Bushel zu halten. Die Cornergefahr ist vorüber und die Baiffespekulation im Gange. Bis zu welchem Punkte wird sie im Stande sein, das Getreide zu entwerthen?

Weiter soll persönlich vier Millionen Dollars verdient und den amerikanischen Landwirthen 100 Millionen Dollars eingebracht haben. Wie viel werden jetzt die Baiffiers verdienen und wie viele Tausende Millionen Dollars werden die Landwirthe der ganzen Welt verlieren müssen, weil nach der anderen Seite manipulirt wird? Ist es denn möglich, daß Börsen, die kaum 2½ Prozent des auf dem Getreide lastenden Risikos zu übernehmen im Stande sind, den Landwirthen die Preise vorschreiben und daß diese Landwirthe, die den weitaus größeren Theil des Risikos das ganze Jahr hindurch tragen, wie geduldige Schafe die Preise hinnehmen, die ihnen die Börse diktiert?

Wenn ein Spekulant zehn Millionen Bushels Terminweizen kauft und dann die Absicht ausspricht, ihn zu empfangen, dann nennt Das die Welt „Preistreiberei und Schwindel“. Wenn aber europäische Getreidehändler an den ameri-

kanischen Börsen 50 Millionen Bushels Terminweizen verkauft, ohne ein Pfund von diesem Weizen zu besitzen, im Vertrauen darauf, daß die Vorsehung die nöthigen Quantitäten schon herbeibringen wird, um sie den dummen Hausfiess um die Köpfe zu schlagen, und wenn durch diese Verkäufe nicht nur die neue Ernte, sondern auch die alten Bestände in der ganzen Welt um 20, 30, 40 Prozent entwerthet werden, dann nennt Das die Welt eine „natürliche Baisse“.

Im soliden Getreidehandel sind Preistreiberereien eben so unmöglich wie künstliche Depressionen, denn beide Manipulationen sind nichts Anderes als die Ausnutzung des Umstandes, daß Käufer und Verkäufer von Terminwaare sich einbilden, sie brauchten weder zu empfangen noch zu liefern. Dem Unfug der Manipulationen kann nur ein Mittel beseitigen: die Terminbörsen müssen in der ganzen Welt beseitigt werden.

Antwerpen.

F. Hammesfahr.



Notizbuch.

Am fünfzehnten Juni waren zehn Jahre seit dem Tage vergangen, da Wilhelm der Zweite König von Preußen und Deutscher Kaiser wurde. Es empfiehlt sich nicht, die Ergebnisse dieser nicht gerade still zu nennenden Zeit heute schon rückblickend zu betrachten. Den ernstesten Bewohnern des Deutschen Reiches ist an dem Gedenktag der Wunsch entstanden, der Kaiser möge die Erfahrungen, die er in zwei Lustren sammeln durfte, in stetiger Arbeit dem Wohl des deutschen Volkes nutzbar machen. Einen besseren Dienst kann er auch dem Hause Hohenzollern nicht leisten.

Während in unserer Presse früh und spät nur noch die schauerliche Hintertreppengeschichte von den Thomaskladengeschäften und den übrigen Gräueltaten des Bundes der Landwirthe erzählt, ein mehr für den Hof als für das Volk bestimmter und doch nicht gerade klug oder auch nur staatsmännisch zu nennender Wohlbrief des Grafen Posadowsky mit einem Eifer, als handelte sich um die wichtigste Sache von der Welt, herochen und beredet und die Pflicht, den sogenannten Liberalismus in Stadt und Land zum Siege zu führen, von den vor der Schlacht doch schon Geschlagenen unermüßlich verkündet wurde, hat das britische Parlament einen Tag erlebt, der auch in Deutschland ernster Beachtung würdiger wäre als der ganze Haufe der Unberücksichtigten, mit denen man vergebens die Langeweile der Wahlwischen abzukürzen versuchte. Der Tag gehörte dem Kolonialminister Joseph Chamberlain, der nach langer Zurückhaltung nun auch in der Erörterung internationaler Lebensfragen Großbritanniens in den Vordergrund trat und dessen ungemein starker persönlicher Erfolg nicht ohne Wirkung auf die englische Politik verhallen kann. Chamberlain, dessen Bild die albernen Glibstoneanbieter in der deutschen Presse seit Jahren verzerrt und gefälscht haben, ist wohl der modernste unter den jetzt aktiven Staatsmännern Europas. Er hat den klaren Blick des in der Praxis des Lebens erwachsenen Mannes, läßt sich von der demokratischen Phrase nicht betören, versteht — oder ahnt doch — das Bedürfniß der Zeit und hat längst eingesehen, daß soziale Reformen heute unendlich wichtiger sind als die Erfüllung aller Forderungen der großbourgeoisen Demokratie; er ist früh für Monopole, für die Reform der Einkommensteuer und der Konsumsteuern eingetreten und

unsere von den Herren Bamberger und Stumm abstammenden Wirthschaftsreactionäre würden ihn scheltend wahrscheinlich einen Förderer der rothen Rotte nennen. So schlimme Streiche ihm mitunter sein starkes Temperament gespielt hat: in den ernstesten Stunden leitete ihn stets nur die Sorge für das Wohl seines Vaterlandes. Als er sich vor zwölf Jahren von Gladstone trennte, weil das tolle Trennabenteuer des trunkenen Rhetors ihm ein dem Landesverrath sehr ähnliches Verbrechen schien, opferte er den sicheren Anspruch auf die Führung der liberalen Partei; er wäre, trotz den feindlichen Brüdern Rosebery und Harcourt, Gladstones Nachfolger geworden und mußte sich seitdem mit der bescheideneren Rolle eines Führers der liberalen Unionisten begnügen.

Jetzt tritt er, der schon der alternden Firma Kettleford & Chamberlain einst einen neuen Aufschwung gab, zum ersten Male mit seiner Auffassung der internationalen Lage des Vereinigten Königreiches hervor und scheint seine Mitbürger vor eine Entscheidung stellen zu wollen, deren Wichtigkeit auch auf dem Kontinent kaum zu überschätzen wäre. Die Situation Englands war lange so günstig, daß die leitenden Politiker immer hoffen durften, für ihre Zweckfremde Hilfe zu finden, ohne dafür die geringste Entschädigung zu bieten. Diese Zeit ist vorbei, seit, nach Bismarcks Entlassung, Rußlands Macht ins Ungeheure gewachsen, das franko-russische Bündniß entstanden und der Dreibund mächtig abgewelkt ist. Jetzt muß England, wenn es nicht vereinsamt bleiben und in Asien, vielleicht auch in Afrika aus seiner Herrschaft verdrängt werden will, sich entscheiden und bereit sein, für fremde Freundschaft einen anständigen Preis zu zahlen. Das hat Chamberlain, als guter Kaufmann, erkannt und, als der am Wenigsten vom cant angecänkelt britische Politiker, rückhaltlos offen ausgesprochen. Er scheint an einen Bund der — im weitesten Sinn — germanischen Stämme zu denken, der, wenn er England, Nordamerika, Deutschland und die skandinavischen Länder umfaßte, stark genug wäre, den vereinten Slaven und Romanen die Spitze zu bieten; aber er hält wohl auch einen engeren Anschluß an den Zweibund nicht für unmöglich; diese Wendung könnte durch den Nigervertrag vorbereitet sein. Jedenfalls sieht er ein, daß Großbritannien fortan nicht mehr hoffen darf, umsonst Hilfe zu finden, sondern bereit sein muß, den Nothhelfern werthvolle Gegenleistungen zu gewähren. Auf dieser Basis wäre eine neue Gruppierung der Mächte denkbar und deshalb sollte man sich auch bei uns um Chamberlains Anregung, der im Unterhaus eine große Mehrheit zustimmte, ernstlicher kümmern als um die eigentlich nur für die Mitglieder des Bundes der Landwirthe interessante Thomasmehlgeschichte, um den Uebereifer eines Staatssekretärs, der sich als forschigen Umsturzbekämpfer empfehlen will, und um die salstoffischen Wahlkriegsthaten des Liberalismus in Stadt und Land. Thoren belächeln seit einiger Zeit von der deutschen Höhe herab die englische Politik. Aber Großbritannien ist noch immer eine Weltmacht, mit der man rechnen muß; und wenn deutsche Politiker sich auch hüten müssen, der britischen Lockung zu einer Abkehr von der für uns primo loco wichtigen Freundschaft mit Rußland zu folgen, so hat doch eben erst wieder der „Pachtvertrag“, der den Briten in China unendlich größere Gebiete sichert, als Deutschland sie, trotz allem Lärm, erhaschen konnte, gezeigt, wie schlau, erfolgreich und geräuschlos die britische Diplomatie ihre Fäden zu spinnen vermag.

Die Begründung des hier schon erwähnten köpenicker Schöffengerichtsurtheiles, daß die polizeilichen Strafverfügungen wegen der adlershofer Illumination vom achtzehnten März bestätigte, ist nun bekannt geworden. Fällt die Unfugsjurisprudenz im

Deutsches Reich nach den bewährten Mustern im Allgemeinen mehr und mehr schablonenmäßig aus — eigentlich paßt auf alle diese künstlichen Begründungen der goethische Vers: „Sie sagen: Das muthet mich nicht an! Und meinen, sie hätten abgethan“ —, so ist es dem Amtsrichter Dr. Bornhagen doch gelungen, einige aparte Gedanken ans Licht zu fördern. Wir erfahren zu unserer Beruhigung, daß Illuminationen „an sich“ zumeist das Auge erfreuen und unwillkürlich an Festtage im Königslande und an siegreiche Schlachten erinnern; doch können „Zweck und Inhalt“ der Illumination auch strafbar sein, denn „es giebt gewisse vom Gesetz, von Sitte, Anstand und Verkehr gezogene Grenzen, die nicht überschritten werden dürfen“. Das klingt schon beinahe orphisch. „Ein Bruderkampf, eine Revolution“, fügt Herr Bornhagen sinnend hinzu, hat schon „immer etwas unendlich Trauriges an sich“; aber gar „die Verherrlichung der Revolution ist nun stets und stündig etwas Unrechtes, etwas Unfügliches, und muß den ruhigen Staatsbürger und Königtreuen Mann schwer kränken.“ Je nun: dankt Gott mit jedem Morgen, daß Ihr nicht braucht fürs röm'sche Reich zu sorgen! Seid ruhig, königstreu, gottesfürchtig und immer der selben Meinung wie die Obrigkeit, item illuminirt und freut Euch, wenn ein Prinz geboren ist oder, wenn man es von Euch wünscht, sonst nicht. Das scheint die Meinung des Schöffengerichtes. Aber man kann, auch ohne Sozialdemokrat zu sein, den achtzehnten März sehr wohl als äußerlichen Gedenktag gerade deshalb feiern, weil die jetzt wieder beliebte vormärzliche Volkspädagogik damals im Großen rettungslos zusammenbrach. Die Sozialdemokratie wenigstens sieht, so weit es sich um ihre Interessen und Ziele, nicht um den Sieg — oder die Illusion des Sieges — der Bourgeoisie im Jahre 48 gehandelt hat, in den Ereignissen der stürmischen Frühlingstage kaum etwas Anderes. Darben friert sie allerdings das Andenken der Männer des Proletariates, die mit ihrem Blut auf den Barrikaden ihren politischen Kinderglauben an den hehren Idealismus der bürgerlichen Demokratie bezahlet haben; und jeder Amtsrichter im preussischen Staat könnte Gott danken, wenn ihm beschieden wäre, für seine Ueberzeugung zu thun, was die Männer der Märztage für ihre Ueberzeugung thaten. Deshalb hat sich auch Friedrich Wilhelm vor ihren Leichen „füglich“ verneigt und die dachhäuptige Neigung eines Königs am neunzehnten März 48 war sicher eine nach den Regeln von „Sitte, Anstand und Verkehr“ rarerer Ehrung als eine Illumination zur Feier des achtzehnten März. Die Bewohner von Adlershof „perpetuirten“, so weit sie Lichte ans Fenster gestellt hatten, in diesem Sinne nach „Zweck und Inhalt“ der Demonstration jenen Akt königlicher Anerkennung der Ueberzeugungstreue. Dafür nun bestraft zu werden, ist hart. . . Wer den Mord verherrlicht, so argumentirt das Urtheil weiter, handelt unrecht; wer die Revolution verherrlicht, verherrlicht aber, „was das Selbe ist“, den blutigen Straßenkampf, handelt also eben so unrecht und giebt Kergerniß. Das Urtheil hatte nun mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß trotz Alledem die Mehrheit der Einwohner von Adlershof nach ihrer — ganz abgesehen von dem Umstande des Massenbefalles der über hundert Angeklagten selbst — widerspruchlos im Prozesse behaupteten politischen Gesinnung kein Kergerniß an der Demonstration nehmen konnte. Wer ist nun „Publikum“: die Mehrheit, die sich über die Illumination gefreut, oder die Minderheit, die sich darüber grärgert hat? „Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe“, singt ja aber schon der Dichter; also darf man schließlich auch sagen: „Publikum“ oder, was

sich noch feierlicher anhört, „Repräsentanten der Allgemeinheit“ sind nur die Vielen oder die Wenigen — die Zahl ist unerheblich —, die eben so denken wie wir, das Schöffengericht, nämlich „ein der Lage nach begründetes Aergerniß“ genommen haben. Damit eröffnen sich einer schneidigen Rechtsprechung ganz neue, ganz herrliche Aussichten. Bedarf denn überhaupt die über der Mehrheit und Minderheit absolut schwebende Allgemeinheit der Repräsentation, ist nicht vielmehr der Gedanke dieser Repräsentation auch nur so ein durch die Satansklist der Revolutionäre bis unter die loyalsten Schädel gespültes Stück Teufelsurath? Wenn unsere Richter sich doch ermannen und, auch wo Niemand ein Aergerniß genommen hätte, Jeder im Publikum sogar einverstanden gewesen wäre, sprächen: Klamsi omnes, ego non, ich bin nicht einverstanden, ich ärgere mich und beunruhige mich; die Allgemeinheit — Gott seis geklagt, daß sich ihrer außer mir Niemand mehr annimmt! — ist also geärgert und beunruhigt und deshalb mußte, wie geschehen, auf Bestrafung erkannt werden. Hoffentlich erleben wir bald auch solche Urtheile noch.

Die besondere Gnade des Zaren Nikolaus hatte dem Kanzler des Deutschen Reiches gestattet, einen seiner Frau durch Erbschaft zugefallenen Güterkomplex zu behalten und selbst zu verwalten, trotzdem sonst Ausländern der Erwerb von Grundbesitz in Rußland verboten war. Jetzt hat Fürst Schadow zu Hohenlohe seine russischen Güter endlich für 3½ Millionen Rubel verkauft. Das geschah wohl nicht aus dem selben Grunde, der den Fürsten Bismarck eines Tages trieb, seine sämtlichen russischen Papiere durch Bleichroeder verkaufen zu lassen. Der erste Kanzler meinte, der höchste Beamte des Deutschen Reiches dürfe nicht finanziell in Rußland engagirt sein. Diese Ansicht schien der dritte Kanzler bisher wenigstens nicht zu theilen. Immerhin hat die Nachricht von dem Verkauf der Güter Aufsehen erregt; und fast an dem selben Tage, wo man sie in den Zeitungen las, erzählten ernsthaft Leute, der müde Fürst zu Hohenlohe werde bald nach den Wahlen das Amtliche segnen. Ob Herr Bernhard von Bülow, ob der fürstliche Oberpräsident der Provinz Schlesien dann sein Nachfolger wird: diese Frage braucht uns einstweilen noch nicht zu beschäftigen. Interessanter und, wie die Meinungsmacher sagen, „aktueller“ ist die andere: ob es unbedingt nöthig war, in einer Zeit, wo ein großer Theil der Beamten beinahe darbt, einem Manne, der außer anderem Vermögen allein in Rußland Güter im Werth von 3½ Millionen Rubeln besaß, das Kanzlergehalt auf 100000 Mark zu erhöhen.

Durch die Presse geht eine offiziöse Notiz, die den guten Bürger lehren soll, „welche Unsumme von Arbeit der Deutsche Kaiser in Regierungsangelegenheiten leistet“. Daraus erfährt man, daß dem Monarchen in einem Jahr vom Auswärtigen Amt 5857 Berichte vorgelegt wurden, daß er in dem selben Jahr 770 Marinefachen entschied, 385 Vorträge der Chefs militärischer Aemter hörte und 15380 Vorlagen des Civil- und Militärkabinetts erlebte. Die Notiz schließt mit dem Satz: „Rechnet man nun noch die Erlebigung der privaten Angelegenheiten hinzu, so kommt man zu dem Schluß, daß der Kaiser keine Zeit hat, müde zu sein.“ Das ist sicher richtig. Der loyal Verfasser hätte noch die Angabe der verschiedenen Orte, von wo alle diese Entscheidungen datirt sind, und die Bemerkung hinzufügen sollen, daß die Arbeitsleistung um so erstaunlicher erscheint, als der Kaiser bekanntlich ja nicht immer in Berlin weil.